Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

46. Jahrgang 2. Juli 1932 Nummer 13

Inhalt

Vom Unverzeihlichen . . . . . Martin Rade

Ein frühchristlicher Mythos in neuer Beleuchtung. Gustav Krüger

Der Teufel bei Luther und Jesus Christus. Ferdinand Kattenbusch

Was lehren die lutherischen Bekenntnisschriften über den Krieg? . . . . . Paul Gerlach

Hin-zu-Rom-Bewegungen in Deutschlands Protestantismus? . . . . . Ernst Bizer

Zur Antwort auf Bizers Fragen . . . . . Hermann Mulert

Evangelisch-sozialer Kongreß in Karlsruhe . . . Otto Baumgarten

Hans Heinrich Ehrler . . . . . Erich Bockemühl

Das Heidelberger Bachfest . . . . . Hans Joachim Moser

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Die Arbeiterschaft und das Christentum . . . . . Adolf Keller

Die Amnestie in Preußen . . . . . Hermann Mulert

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart. Heinrich Hermelink

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes

Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Neu erschien:

Entfesselung der Unterwelt

Ein Querschnitt durch die Bolschewisierung Deutschlands

Von Dr. Adolf Ehrt und Dr. Julius Schweickert. 320 Seiten Text mit vielen Illustrationen und 16 Bildtafeln. Gr. 8° in vornehmer Ausstattung kart. RM 8.50, Leinen RM 9.50

Die ersten Urteile:

„. . . . Die Verfasser haben auf Grund persönlicher Erfahrung und jahrelangen Studiums der russischen, ebenso wie der deutschen Verhältnisse in diesem Buche eine Schilderung des Bolschewisierungsvorgangs gegeben, die auf jeden Leser geradezu aufschreckend wirken muß. Und dieses um so mehr, als man nicht etwa mit allgemeinen Bemerkungen über die Dinge abgespeist wird. Vielmehr wird an der Hand einer erdrückenden Fülle konkreten Materials das Wesen des Bolschewismus aufgezeichnet, werden seine Taktik, seine Methoden, seine Organisationen, die Behandlung der einzelnen Schichten und Probleme (z.B. die Behandlung der Erwerbslosen, der Bauern, der Jugend, der Frau) geschildert.
Das ausgezeichnete Buch ist als Weckruf gemeint gegenüber höchster Lebensgefahr. Es gibt keinen Weckruf gegenüber dem Bolschewismus von größerer Eindringlichkeit."

D. Strathmann, Erlangen, in der „Tägl. Rundschau".

„Es fehlt seit langem an einer grundsätzlichen Materialsammlung und Auseinandersetzung über Deutschlands Bolschewisierung. Sie liegt jetzt in dem Buche von Dr. Adolf Ehrt und Dr. Julius Schweickert, Entfesselung der Unterwelt" vor, das einen lesenswerten Querschnitt durch die Bolschewisierung Deutschlands gibt... Eine umfassende und tiefschürfende Überschau über den gefährlichsten bolschewistischen Angriff auf die Existenz des deutschen Geistes und der deutschen Nation, die wirklich viele eifrige Leser finden sollte." *„Der Jungdeutsche", 13. 5. 32*

„Die radikale Zweckvergottung dargelegt zu haben, ist das große Verdienst des Buches. . . . Mustergültig ist diese Materialzusammenstellung, wie denn überhaupt diese Abschnitte ganz Ausgezeichnetes bringen".

„Die Hilfe", 30. 4. 32

Eckart-Verlag G.m.b.H., Berlin-Steglitz

Zu den Reichstagswahlen!

Die protestantische und katholische Presse urteilt über

Die Kirche und das dritte Reich

Fragen und Forderungen deutscher Theologen

I

Preis Mk. 2.40, Leinen Mk. 3.60

„. . . Diese widerspruchsvolle Haltung des Nationalsozialismus gegenüber Christentum und christlichen Kirchen ist es aber gerade, die den Kirchen eine klare Stellungnahme erschweren muß, vor allem der evang. Kirche. Daß sie es dennoch versucht, daß sich zum Beispiel in dem soeben erschienenen Buch ‚Die Kirche und das Dritte Reich' eine Reihe führender evangelischer Theologen aller Richtungen des evangelischen Glaubenslebens zu einer ernsten Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zusammengefunden haben, wird man nicht nur um der Kirche willen, um deren Bestand es dabei geht, aufs wärmste begrüßen müssen. Nicht geringer ist das Verdienst des Verlags, der die Plattform zu dieser in weiten Kreisen als dringend notwendig empfundenen klärenden Aussprache bietet." Kölnische Zeitung 16. 6. 32.

„Man muß dem Verlag für dieses Buch dankbar sein. Dreiundzwanzig Theologen der verschiedensten Richtungen nehmen hier zu der Frage: ‚Kirche und Nationalsozialismus' Stellung. Trotz mancher Bedenken sei das Buch allen empfohlen, die einen eigenen Standpunkt in dieser für unser Vaterland heute so wichtigen Frage zu gewinnen suchen."
Der Reichsbote 15. 6. 32.

„Ein für die Beurteilung des Augenblicks sehr wichtiges Buch. Wir gewinnen so eine Fülle von Gesichtspunkten und Gedanken über das Verhältnis der evang. Kirche zu der stärksten politischen Bewegung. Vom Evangelium aus, d. h. natürlich: von der persönlichen Auffassung des Evangeliums durch den betreffenden Theologen aus, werden die Urteile gesprochen über die Freiheitsbewegung mit ihren Begleiterscheinungen: Antisemitismus, ‚Rassenvergötzung' usw., und die Meinungen ausgetauscht über die guten oder schlimmen Aussichten der evangelischen Kirche in der gegenwärtigen politischen Lage."
Südd. Bll. f. Kirche u. freies Christentum 2. Juni-Nr. 32.

„Vertreter der theologischen Wissenschaft und zugleich Männer, denen es wirklich ernst ist um die Bewahrung des lebendigen Glaubensgehaltes der Heiligen Schrift innerhalb des deutschen Protestantismus, erheben hier ihre mahnende Stimme gegen die Gefahren des Nationalsozialismus als religiös weltanschauliche Bewegung. Darum gehört dieses Buch in die Hand eines jeden um die politische und kulturelle Zukunft des deutschen Volkes besorgten Deutschen, gleichgültig, ob er nun katholischer oder evangelischer Christ ist. Für jeden Christen aber, der glaubt, aus Gründen seiner politischen Überzeugung der Parole des Nationalsozialismus folgen zu müssen, ist es vollends eine Gewissenspflicht, sich mit diesem Buche kritisch zu befassen." Augsburger Postzeitung 7. 6. 32.

Wir empfinden von unserem katholischen Standpunkt aus eine helle Genugtuung, daß hier eine so große Anzahl angesehener protestantischer Pfarrer und Theologieprofessoren mit ganz den gleichen Argumenten den Nationalsozialismus als Neuheidentum ablehnt, wie es die katholische Kirche durch ihre Bischöfe und ihre geistigen Führer ebenfalls tun zu müssen gezwungen ist. Das Gesamturteil all dieser Stimmen lautet dahin, daß die Lehre vom Blut und der Rasse ein unchristliches Prinzip ist, daß dem kirchlichen Protestantismus schwere Gefahren drohen, weil der Nationalsozialismus im Hakenkreuz ein neuheidnisches Prinzip aufgestellt hat, das mit der Lehre Christi und vor allem auch mit dem protestantischen Individualismus nicht zu vereinbaren ist. Aus all dem geht hervor, daß dieses Buch eine dokumentarische Bedeutung besitzt, daß es Klarheit auch in protestantischen Kreisen über die weltanschauliche Irrlehre des Nationalsozialismus schafft und im Kampfe gegen dieses neue Antichristentum aus berufenem Munde seinen erklecklichen Teil beiträgt." Kölnische Volkszeitung 14. 6. 32.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / IN VERBINDUNG MIT FRIEDRICH SIEGMUND-SCHULTZE HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 13 — Gotha, 2. Juli 1932 — 46. Jahrgang

Inhalt: Vom Unverzeihlichen [Sp. 577] — Ein frühchristlicher Mythos in neuer Beleuchtung [Sp. 578] — Der Teufel bei Luther und Jesus Christus [Sp. 580] — Was lehren die lutherischen Bekenntnisschriften über den Krieg? [Sp. 587] — Hin-zu-Rom-Bewegungen in Deutschlands Protestantismus? [Sp. 589] — Zur Antwort auf Bizers Fragen [Sp. 593] — Evangelisch-sozialer Kongreß in Karlsruhe [Sp. 594] — Hans Heinrich Ehrler [Sp. 602] — Das Heidelberger Bachfest [Sp. 605] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart [Sp. 606] — Die Amnestie in Preußen [Sp. 609] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart [Sp. 612] — Bücher und Schriften: Sowjetrussische Reiseeindrücke (Mirbt); Die unbekannten Brüder (Schlosser); Die Macht (Neumann) [Sp. 619] — Chronik [Sp. 620] — Verschiedenes: Zweierlei Kampfesweise (M); Eine Konferenz der Inneren Mission; Zur Schulfrage; Eine zweite Internationale Konferenz für soziale Arbeit; Eine Konferenz für Muhammedanermission [Sp. 623] — Versammlungskalender [Sp. 624] — Anzeigen

Vom Unverzeihlichen

Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge. 1. Mos. 4, 19

Das war göttliche Macht und Gnade, als der Heiland zu dem Schächer sprach: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Aber wo blieben da die Verbrechen, deren jener sich selbst anklagen mußte, um deren willen er schuldig am Kreuze hing? Was hatten die Mutter und die Kinder davon, deren Vater er erschlagen hatte? War damit Unheil gut gemacht, das er angerichtet hatte?

Mit Recht bekennt Kain: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge." Die Sünde wird auch gar nicht vergeben. Kain wird vergeben; er kommt mit einer milden Strafe davon — aber der ermordete Bruder bleibt tot. Und zuvor der Sündenfall? Gott zieht seine Hand nicht ab von Adam und seinem Geschlecht. Aber das Paradies ist verloren, und der Acker bleibt verflucht.

„Ich glaube eine Vergebung der Sünden." Täglich vergibt uns Gott unsre Schuld. „Gleich wie wir vergeben unsern Schuldigern." Und nun sind wir „gerechtfertigt". Nun dürfen wir ein gutes Gewissen haben. Wirklich? Bleibt nicht ein Unverziehenes? Ein Unverzeihliches? Etwas, das wir niemals loswerden können? das auch Gottes Barmherzigkeit uns nicht abnehmen kann? Aber, das auch wir, wenn wir unserm Nächsten vergeben was er an uns gefehlt hat, ihm nicht abnehmen können? Haben wir nicht oft mit Schmerzen erfahren, wie da bei all unsrer frei und gern gewährten Verzeihung in dem Andern ein Stachel zurückblieb? daß es zwischen ihm und uns doch nicht wurde wie früher? Es blieb ein peinlicher Rest unaustilgbar!

Tout comprendre c'est tout pardonner. Genauer müßte es nicht heißen: „Alles begreifen ist Alles verzeihn", sondern „Alle begreifen ist Allen verzeihn". Nicht die Tat oder das Versäumnis der Tat ist Gegenstand des Begreifens und der Verzeihung, sondern der Mensch. Der fallende Mensch in seinem Fehl und Fall wird von uns begriffen, ihm wird verziehen. Fehl und Fall selber bleiben häßlich, abscheulich, eine Enttäuschung, ein Unglück. Nun vergeben — ja; vergessen — unmöglich. Man kann vieles vergessen und vergißt vieles, das kommt ganz darauf an. Aber in dem Augenblick, wo ich von Herzen die Tat der Vergebung vollziehe, wie sollte ich da schon „vergessen" haben?

„Vergeben unsern Schuldigern" in Gottes Namen. Restlos. Aber die Schuld ist damit nicht getilgt. Sie bleibt, und Niemand kann der bösen Tat wehren, daß sie fortwährend noch Böses gebiert. Auch Christi Tod nimmt die Schuld als Tat und Tatsache nicht hinweg aus dem Leben. Der sündige Mensch wird gerettet, aber was er gesündigt hat, bleibt bei der sündigen Masse, die auf der Menschheit lastet.

Oder gibt es dawider ein Mittel? Ja. Den Kampf der Wiedergutmachung. Vielleicht nehmen wir es oft zu leicht mit der Vergebung und nicht ernst genug mit der Wieder-gut-machung. Ganz gewiß ist sie auch für Gott oft genug die Bedingung seiner Gnade. Wenn wir wiedergutmachen können! — Wenn aber Abel tot ist? Da sind seine Frau und seine Kinder. — Und wenn jeder Weg einer unmittelbaren Genugtuung verschlossen ist? So stehen rings andre Wege offen. „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Übertragen wir das in unsre Lage hinein. An Einem können wir, was wir an ihm gesündigt haben, nicht mehr gut machen: aber da sind Andre, die warten schon darauf. Und wenn wirklich das Böse, das wir getan haben, nicht auszulöschen ist, sondern nachwirkt bis ins Unendliche, wie, wenn nun gleichzeitig über dem Fall, dank der empfangenen Vergebung, das Gute in uns so siegreich durchbräche, daß es fortwährend Gutes gebiert, und damit der Wagschale, in welcher das Unverzeihliche lastet, eine andre Schale die Wage hielte, in der unser Gutes noch schwerer wiegt? R

Ein frühchristlicher Mythos in neuer Beleuchtung

Mit besonderer Freude und voller Zustimmung habe ich und haben mit mir gewiß alle urteilsfähigen Leser unseres Blattes die trefflichen Ausführungen von Frau Else Zurhellen-Pfleiderer in Nr. 11 gelesen. Als Historiker denke ich dabei vornehmlich an den zweiten ihrer Schlußsätze, daß die Bibel, als menschliches Sprechen vom Transzendenten, von Mythen durchzogen sei, und daß der Wert des Mythos in dem liege, was er meint, nicht in dem, was er sagt. Für das, was ich auszuführen beabsichtige, liegt der Nachdruck auf der zweiten Hälfte des Satzes.

Ich möchte das an einem frühchristlichen Mythos erläutern, der uns allen wohlbekannt ist, möchte ihn aber von einer Seite beleuchten, in der ihn der Laie wohl noch nicht gesehen hat, auch ohne weitere Anleitung nicht sehen kann, und von dem aus sich eine Perspektive eröffnet, die weit über das hinausgeht, was auf den ersten Blick in unserem Mythos beschlossen zu sein scheint. Ich denke an Eph. 1, 22 f., wo es heißt, daß Gott Christus zum Haupt gegeben habe über alles der Kirche, die da ist sein Leib, die Fülle dessen, der Alles in Allem erfüllt. Der Leser wird bemerken, daß ich „Kirche" übersetzt habe, nicht wie Luther und Weizsäcker Gemeine oder Gemeinde. Er wolle auch darauf achten, daß „der Kirche" Dativ ist, nicht Genitiv, wie man nach Luther („habe ich gesetzt zum

Haupt der Gemeine über alles") annehmen müßte. Und nun zur Sache!

Wir besitzen eine frühchristliche Schrift, die den Gelehrten als zweiter Klemensbrief bekannt ist. In Wirklichkeit ist sie eine Predigt, eine gottesdienstliche Rede, die um das Jahr 150, sei es in Korinth (wie ich annehmen möchte), sei es in Rom (wie Andere glauben), gehalten und aufgezeichnet worden ist. In dieser Predigt lesen wir folgende Ausführung:

Darum, Brüder, wenn wir den Willen Gottes, unseres Vaters, tun, werden wir von der ersten Kirche sein, der geistlichen, die da vor Sonne und Mond geschaffen ist; wenn wir aber den Willen des Herrn nicht tun, wird von uns die Schrift gelten, die da sagt (Jerem. 7, 11): Mein Haus ist eine Räuberhöhle geworden. So laßt uns nun wählen, von der Kirche des Lebens zu sein, auf daß wir errettet werden. Ihr wisset ja, daß die lebendige Kirche der Leib Christi ist (vgl. Eph. 1, 23); denn es sagt die Schrift (Gen. 1, 27): Gott schuf den Menschen männlich und weiblich. Das Männliche ist der Christus, das Weibliche die Kirche. So sagen auch die Bücher (nämlich die Schrift Alten Testaments) und die Apostel, daß die Kirche nicht erst jetzt sei, sondern von jeher. Sie war aber geistlich vorhanden, wie auch unser Jesus (geistlich vorhanden war), offenbarte sich aber am Ende der Tage, auf daß sie uns errette.[1]) Die Kirche nun, die da geistlich ist, offenbarte sich im Fleische Christi und zeigte uns, daß, wer von uns sie bewahre (reinhalte) im Fleisch und nicht schände, sie im Heiligen Geist empfangen werde. Denn dieses (unser) Fleisch ist das Ebenbild des Geistes; niemand aber, der das Gegenbild schändet, kann das Urbild empfangen. Das aber will nun besagen, ihr Brüder: Bewahret das Fleisch, damit ihr den Geist empfanget. Wenn wir aber das Fleisch die Kirche nennen und den Geist Christus, so hat der, der das Fleisch entehrt, die Kirche entehrt. Ein solcher aber wird den Geist nicht empfangen, der da ist Christus. An solch unverweslichem Leben vermag dieses Fleisch Anteil zu erlangen, wenn sich der Heilige Geist ihm fest verbindet, und es ist nicht auszusagen, noch zu beschreiben, was der Herr seinen Auserwählten bereitet hat (vgl. 1. Kor. 2, 9).

Das klingt merkwürdig kraus, und man hat oft genug nichts Rechtes damit anzufangen gewußt, auch wohl den Redner beschuldigt, daß er nicht gerade scharf denke und die Begriffe durcheinanderwerfe. Nun liegt mir gewiß nicht daran, den trefflichen Mann zu einer Leuchte der Homiletik oder gar der theologischen Wissenschaft hinaufzuschrauben. Aber gegen unberechtigte Vorwürfe möchte ich ihn doch in Schutz nehmen. Das geschieht aber am besten, indem ich seinem Gedankengang nachgehe und ihn, unter Zuhilfenahme einer anderen frühchristlichen Schrift, zu verdeutlichen suche.

Da tritt uns zuerst die Kirche entgegen, nicht als Begriff, sondern als lebendige Größe, als Realität, als Geistwesen (so wird man das „geistlich" wiederzugeben haben), das von Anbeginn der Welt war, in unserer gelehrten Sprache zu reden: präexistierte. Der Redner spricht davon in einer Weise, die zeigt, daß seine Hörer wissen, worum es sich handelt. Da fällt uns eine hübsche Geschichte ein, die darauf Licht zu werfen geeignet ist. Zu Beginn des 2. Jahrhunderts liefen in der römischen Gemeinde „Offenbarungen" eines gewissen Hermas um, die unter dem Titel „Der Hirt des Hermas" gesammelt und viel gelesen worden sind. Diesem Hermas erscheint in Cumä (beachte!) eine alte Frau, die ihm ein Büchlein überreicht, das er den „Auserwählten Gottes" mitteilen soll. Die Lösung des Rätsels wird ihm darauf im Traum zuteil. Ein schön gestalteter Jüngling (also ein Engel) fragt ihn: „Wer, glaubst du, war die Alte, die dir das Büchlein gab?" Antwort: „Die Sybille" (also die kumäische). „Du irrst dich." „Wer war es denn?" „Die Kirche" sagt der Jüngling. „Warum war sie denn alt?" „Weil sie von Allem zuerst geschaffen, und weil um ihretwillen der Kosmos zugerüstet wurde." Hier haben wir den Mythos in volkstümlichem Gewand. Diese Kirche, dieser Aion (um in der verfehmten Sprache der Gnosis zu reden), soll uns retten und hat uns errettet. Sie, die von Anbeginn der Welt bei Gott weilte, ist nun, wo es mit der Welt zu Ende geht, zu unserer Rettung Fleisch geworden in Christus, oder, wie der Redner kurz vorher sagt, in Jesus. Auch dieser ist ein Geistwesen, ein Aion. Das läßt sich ja (für den Redner) deutlich aus der Schrift erweisen: Wenn sie davon redet, daß Gott den Menschen männlich und weiblich schuf, so soll damit auf Christus als das männliche, die Kirche als das weibliche „Prinzip" hingewiesen sein. Nun ist es auch verständlich, daß unser Redner an anderer Stelle ausführen kann, daß „Christus der Herr, unser Erlöser, der da zuerst ein Geistwesen war, uns im Fleisch berufen hat". Genau genommen ist er also der Leib der Kirche, nicht umgekehrt, wie der Redner nach Anleitung der ihm gewiß bekannten Epheserstelle früher glaubte sagen zu sollen. Wir wollen ihm daraus keinen Strick drehen oder ihn gar auf das Prokrustesbett späterer Dogmatik spannen. Man kann vom Mythos nicht verlangen, daß er allen Anforderungen unserer theologischen Ratio gerecht werde.

Worauf es dem Redner ankommt, wird aus dem Folgenden deutlich. Im Zuge seiner Bußpredigt ermahnt er die Brüder und Schwestern (auch diese werden einmal ausdrücklich angeredet) immer wieder, sittliche Reinheit anzustreben, um dafür im Jenseits unverweslichen Lohn zu ernten. Auch das wird mythisch eingekleidet, und nunmehr kommt auch die Vorstellung, daß die Kirche der Leib Christi ist, zu ihrem Recht. Als Kirche sind wir der Leib Christi: unser Fleisch ist die Kirche, so daß, wer das Fleisch entehrt, auch die Kirche entehrt. Nun aber sind wir geist-leibliche Wesen, und unser Leib ist das Ebenbild des Geistes. Mythisch gesprochen: Wer an seinem Leib die Kirche entehrt, der hat Christus entehrt, oder, wie der Redner nun mit für ihn gewiß unbewußter Verschiebung sagt, den Heiligen Geist in seinen Geist nicht aufgenommen. „Ein solcher wird den (heiligen) Geist nicht empfangen, der da ist Christus."

Und nun die Nutzanwendung, in der Alles gipfelt: „An solch unverweslichem Leben vermag dieses Fleisch Anteil zu erlangen, wenn sich der Heilige Geist ihm fest verbindet." Das ist das Bekenntnis zur Auferstehung des Fleisches in mythischem Gewande. Ich habe es stets als kindlich, wenn nicht als etwas Schlimmeres empfunden, wenn unsere Pfarrer den naheliegenden rationalistischen Einwänden gegenüber diesem Glaubensartikel durch die Abschwächung zu entgehen suchen, daß sie statt Auferstehung des Fleisches Auferstehung „des Leibes" bekennen. Als ob damit irgend etwas gewonnen wäre! In unserer Predigt heißt es mehrmals mit Betonung „dieses Fleisch". Wie sich der Redner „dieses Fleisch" im Reich der Unverweslichkeit vorgestellt hat, ob in paulinischen oder anderen Daseinsformen, das wissen wir nicht, ist auch gleichgültig. Uns aber öffnet sich hier die Perspektive, von der ich eingangs sprach, der Blick nämlich auf den dritten Artikel unseres Glaubensbekenntnisses. Ist nicht das alles wie eine Ausdeutung des „Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige Kirche, Vergebung der Sünden, Fleischesauferstehung", wie es in der ursprünglichen Fassung des Bekenntnisses lautet? Nicht als hätte der Redner das alte Symbolum bereits gekannt (ich glaube das nicht, kann es jedenfalls nicht nachweisen), aber die Gedanken sind da: Erfüllt vom Heiligen Geist und Glied der Heiligen Kirche, weiß sich der Christ der Vergebung der Sünden teilhaftig und hofft dermaleinst in Reinheit des Fleisches zu unverweslichem Leben bei Gott aufzuerstehen. Nun wird auch deutlich geworden sein, warum ich in der Epheserstelle nicht Gemeinde, sondern Kirche übersetzen zu müssen glaubte: Das Christenvolk, das Volk Gottes, die „Kirche Gottes" auf Erden (1. Kor. 1, 2 u. ö.), ist das Gegenbild der Kirche, die als Urbild im Himmel war, ist und sein wird bis ans Ende der Tage. Der Wert des Mythos aber, dem wir nachgegangen sind, liegt nicht in dem, was er sagt, sondern in dem, was er meint.

Gießen Gustav Krüger

[1]) Meine Fachgenossen erlaube ich mir, darauf aufmerksam zu machen, daß in den Uebersetzungen diese Errettung textwidrig Jesus zugeschrieben wird, offensichtlich ein Rest des Vorurteils, das wir uns sonst einer unverständlichen „Lehrmeinung" des Redners gegenüber befinden würden. Aber es ist nun einmal in diesem Texte nicht anders: die „Kirche" hat uns errettet.

Der Teufel bei Luther und Jesus Christus

Gehört der Teufel zum christlichen Glauben?

Nochmal der Teufel? Nachdem schon zweimal in diesem Jahrgang der Christlichen Welt, Nr. 6 und 10, von ihm gehandelt worden? Die beiden in ihrer Art trefflichen, beachtlichen Aufsätze, der von Rudolf Schwarz („Der Teufel als Ausrede") und von Otto Piper („Teufelvorstellung und evangelischer Glaube") haben im Grunde den Cha-

rakter von Unterſuchungen, zeigen, daß beide Autoren Nachdenken erwecken wollen (auch können!). Iſt der Teufel wirklich neuerdings wieder ſo „lebendig“ geworden, daß nun nochmal ein Aufſatz über ihn Platz, vielmehr Aufmerkſamkeit, erbitten darf? Wird's des Teufels nicht zu viel? Mir gibt ein ſpezielles Buch über den „Teufel bei Luther“ (Verfaſſer iſt der oſtfrieſiſche Pfarrer Harmannus Obendiek, 1931, 312 S. — 1395 Anmerkungen!!) den eigentlichen Anlaß, das Nachſtehende darzulegen. Kurz vor ihm hatte Rade mit doch nur knapp 11 Seiten das Thema aufgegriffen. „Zum Teufelsglauben Luthers“ (Marburger Theologiſche Studien. Rudolf Otto-Feſtgruß, 2. Heft, 1931). Obendiek hat perſönlich, offenbar zuverſichtlich, gerade durch Luther — und deſſen Blick auf die Bibel — den Glauben an einen perſönlichen Teufel, den „Satan“, gewonnen oder wiedergewonnen, an ihn als den „Fürſten dieſer Welt“, der der „altböſe Feind“ iſt und bis ans „Ende“ bleiben wird. Für Obendiek handelt es ſich darum (S. 18), denen zu dienen, „die im Banne des Teufels ſich befinden und es gar nicht wiſſen, daß ſie darin ſind“. Wo das Gewiſſen jemandes einen anſpricht, wird das eigene Gewiſſen wach. Ich meine, wir ſollen an dieſem Buch nicht vorübergehen bzw. nicht bloß auf das achten, was es „hiſtoriſch“ über Luther „nachweiſt“. Ich habe, ſolange ich doziert habe, immer betont, daß es gelte, auf Luther zu blicken, durch ihn ſich als Theolog, und wahrlich auch als Chriſt, unterweiſen, „belehren“ zu laſſen. So iſt es mir auch ernſtliche Frage — nicht gerade geweſen, aber doch für jetzt — ob wir daran vorübergehen dürfen (ſollen?!), was Luther von einem perſönlichen Teufel nach ſeinem Glauben (alſo in religiöſer Beurteilung, vor Gott urteilend!) „erlebt“, zeitlebens mit Nachdruck, in Pflichtgefühl (auch Heftigkeit!) „gelehrt“, verfochten hat, ob das nicht uns treiben müſſe, hier mindeſtens ein Problem anzuerkennen, das es vorſichtig-umſichtig zu durchdenken gelte. Waren (ſind) wir nicht allzu leichthin mit ihm fertig? Iſt der Teufel wirklich kein Problem mehr — für ſyſtematiſche Theologen (Dogmatiker, Ethiker)? Als ich jung war, ging ein Wort um, das einem Mecklenburger Pfarrer — ich meine, er habe Flörke geheißen — zugeſchrieben wurde. Es ſei der letzte und allerklügſte Streich des Teufels geweſen, daß er den Leuten, auch vielen, die Chriſten zu ſein meinten, eingeredet habe, er exiſtiere nicht, ſei eine „Einbildung“: nun könne er ſein Werk, ſeinen Haß wider Gott und Chriſtus, mit einer Ruhe und einem Erfolg betreiben, wie nie zuvor. Goethe hatte gemeint, „den Teufel ſpüre das Völkchen nie, auch wenn er es am Kragen hätte“. Nun, das war ja von ſeiner Seite nicht gerade ein Bekenntnis, daß er an ihn glaube und achtgebe, daß er nicht von ihm „beim Kragen“ genommen werde. Iſt das Ganze am „perſönlichen Teufel“ wirklich nur „Phantaſie“, als ſolche beſtenfalls Grundlage auch für, ſei es gutmütigen, ſei es biſſigen, Spott?!

1. Luther und Chriſtus

Das Buch von Obendiek lieſt ſich gar nicht ſchlecht. Ich möchte mit nichts wehren, daß es Eindruck mache, geſtehe freilich ſogleich hier, daß ich ihm zwar als Hiſtoriker — Einzelheiten vorbehalten — nachgebe, aber doch nicht meine, wir müßten uns durch Luther als „Lutheraner“ ſeeliſch belaſtet fühlen, wenn wir ihm da nicht folgten. Der große, tiefe Ernſt, mit dem Luther den Teufel im Geiſte ſieht, kann (ja ſollte) jeden erfaſſen: es ſind ſchreckliche Nöte, ſchreckliche Kämpfe geweſen, durch die Luther hat hindurchgehen müſſen, die immer mal wieder über ihn kamen, wenn er des Teufels gedachte. Und das darf nur ſehr mit Maßen mit krankhaften Momenten ſeiner Seele (Neigung zu Melancholie, nervöſer Ueberreizung) in Verbindung gebracht werden. Luther wagte wahrlich auch aufzutrumpfen, wenn er dachte, daß Gott für ihn ſei. Seit er „evangeliſch“ war, Chriſtus in ſeiner Wahrheit erkannt hatte, ihn als den „rechten Mann“ neben ſich ſtehen ſah, der für die Menſchen geſtritten habe und immer wieder ſtreite, wenn dieſe inne würden, daß „mit ihrer Macht nichts getan“ ſei, wußte er ſich dem Teufel gegenüber letztlich geborgen. Seine ſchwerſten „Anfechtungen“ waren die, welche die wiſſenſchaftlich-theologiſche Schule, durch die er hindurchgegangen (die ſogenannte nominaliſtiſche), ihm in bezug auf Gottes „aller“ Menſchen gedenkende Gnade bereitete, die Idee willkürlicher doppelter Prädeſtination: da war ihm der Gedanke an den Teufel als den, der Bibelworte falſch auslege, „ausnütze“, um Gott zu verdächtigen, faſt tröſtlich, gab ihm die Zuverſicht, daß er die Bibelworte, um die es gehe, „einſt“ verſtehen werde, auf Erden noch nicht verſtehen ſolle und brauche. Keine Frage, der Teufel blieb ihm eine ganz ſichere Realität: er hat geglaubt, ihn zu „ſehen“, wenn auch gewiß nur wie in Viſion. Und ſeeliſch „empfand“ er ihn ſtets „ſich gegenüber“ in ſeinem Streite mit dem Papſttum, in ſeinem Eintreten für das Evangelium von Gottes freier Gnade. Wo immer er bei dem, was ihm als „weſentlich“ an ſeiner Sache, ſeinem reformatoriſchen Verſtändnis erſchien, Widerſtand fand, war er überzeugt, auf den Teufel zu ſtoßen als den, der ſeine Gegner heimlich inſpiriere. Natürlich ſah er ihn in den „Schwärmern“ wirkſam. Auch — ja in ſchroffer Betonung — in Zwingli (oder Oecolampad). Obendiek iſt reformierter Pfarrer; es freute mich, zu erkennen, daß er ſelbſt da Luther „begreift“ (ihn nicht ſowohl „ſchonend“ beurteilt, als es auf ſich beruhen läßt, daß er ihm da doch gewiß nicht zuſtimmt; er ſieht, daß Luther im Abendmahl meint, einfach im „Wort“, in der Bibel, wie ſie ſich ihm erſchloſſen, feſt, hart ſein zu müſſen, daß er in den Sakramentsgegnern den Teufel „wittert“, und ihn hier zu entlarven für ſeine Pflicht gegen Gott hält).

Allſeitig zu beleuchten, ja auch nur zu berühren, wie Luther über den Teufel gedacht, „gelehrt“ hat, führt hier zu weit. Daß Gott der einzige wirkliche „Herr“ der Welt und der Menſchen ſei, „in Chriſto“ die Menſchen endgültig „erlöſt“ habe von der Gewalt, die er dem Teufel „gewährt“ habe und bis zum Endgericht immer noch — relativ — gewähre, das hat Luther nie überſehen, ſtets betont. Daß da ein Geheimnis in Gottes Verhalten bleibe, war Luther lebendig im Sinn; Obendiek hätte da manches genauer ins Auge faſſen mögen. Der Teufel kann nach Luther jeden Augenblick von Gott durch ein „Wörtlein gefällt“ werden. Seine theologiſchen Einzelprobleme oder Theſen hinſichtlich des Teufels laſſe ich mit Fug beiſeite.

Warum verweile ich überhaupt bei Luthers Stellung zum Teufel? Daß alle Pietät, ja unſere Beugung vor dem Gewaltigen, dem Großen in evangeliſchem Glauben, aller ernſte Wille, von ihm in Fragen des „Glaubens“ zu lernen, mich nicht bewege, ſo wie er an den Teufel zu glauben, habe ich ja geſagt. Freilich auch angedeutet, daß er mir da doch nicht „gleichgültig“ ſei. Was macht ihn denn da wichtig? Wo müſſen wir als „Lutheraner“ ihm allerdings zugeſtehen, daß er uns im Geiſte zur Rechenſchaft anfordern dürfe, wenn wir nicht „wie er“ an den Teufel glauben? Das iſt die Tatſache, daß er die Bibel auf ſeiner Seite zu haben geltend machen durfte. Wollen wir nicht mehr „bibelgläubig“ ſein? Irrte Luther über die Bibel? Kein Zweifel, Jeſus ſelbſt hat an den Teufel geglaubt. Genügt das nicht dazu, daß Luther recht hatte, habe?! Ich möchte nicht mehr Raum hier in Anſpruch nehmen als nötig. So bitte ich, daß man nachſehen wolle, was ſchon Schwarz (Nr. 6) und Piper (Nr. 9) zur Sache geſagt. Beide haben Richtiges, nur nicht einfach „das Richtige“ bemerkt. Ob ich das kann, unterſteht ja letztlich nicht meinem Urteil. Ich hoffe nur, es zu können — auch ohne „alles“ ſagen zu können (des Raumes wegen — nicht etwa weil ich dächte, es nur unter „Theologen“, vor Fachleuten, alles vorbringen zu können).

Der entſcheidende Punkt iſt der: gibt es an Luther, gibt es gar an Chriſtus Glaubensmomente, die nur „zeithaft“ waren? Die wir in unſerem Glauben — ja unſerem Glauben „an“ Chriſtus, an ihn als den, „in“ welchem Gott ſelbſt „erſchienen“, offenbar geworden — ablehnen dürfen?

Wir kommen an die Frage nur wirklich heran, wenn wir an Beiden das Menſchenhafte als ſolches in ſeiner Bedeutung, ſeiner Tragweite für ihre Bedeutung uns klarmachen. Bei Luther hat das ja für niemand innere Schwierigkeit. Jeder ſagt ruhig: natürlich war er ein Kind ſeiner Zeit, hatte eine Menge Ideen, Sorgen, Freuden, die nur „damals“, ja nur für ihn in ſeinem Temperament, nach ſeiner Her-

kunft, nach seiner Ausbildung, nach seiner Stellung (Professor, lange Jahre Mönch usw., dann Ehemann unter Spezialverhältnissen) bestanden, die für uns ganz anders als für ihn sich darstellen; auch am Volksaberglauben seiner Zeit hatte er teil; da lächeln wir oder ärgern uns nur über ihn (am besten läßt man das beides). Bei Christus kann es beklemmend erscheinen, daß er auch „Kind seiner Zeit" solle heißen können; bei ihm kann mancher treue Evangelische meinen, mit einem „Bitte, lassen wir das" mir, dem Theologen, begegnen zu sollen. Wir Theologen müssen da fest bleiben, müssen „kaltes Blut", wie man wohl zu sagen pflegt: den Kopf oben behalten — wie in seiner Wissenschaft, seinem Beruf, der Mediziner, der Jurist. Es gehört doch geradezu zum Dogma von Christus, daß er auch „wahrer Mensch" war, als ein solcher seine „Bedeutung" habe. Ist das Menschenhafte bei Christus ohne „Besonderheit", ohne Individuation in dem Sinn, daß „auch" für ihn es da „Schranken", „Grenzen" gab? Aber er war doch Israelit, war Mann, ist räumlich auf Palästina, zeitlich auf eine kurze „Spanne" und auf ganz konkrete Verhältnisse angewiesen gewesen, hat dem „Geiste" überlassen müssen, bewußt „überlassen", noch vieles zu sagen, freilich (und das gilt es nicht zu übersehen) vieles solche, das nur „von ihm zu nehmen" sei. Das Evangelium haftet an ihm: „er" muß verstanden werden, wenn Gott, „sein Vater", verstanden soll werden. Aber als „Mensch", solange er wie unsereiner auf Erden war, hatte er wahrhafter-, notwendigerweise auch „Gebundenheit" an Erdhaftes, Zeithaft-Gedankliches. Der Geist hat die Christenheit, die Kirche, noch Vieles erst gelehrt, hat ihn ganz (schon „ganz"?) in seiner Bedeutung, seinem „Wesen" klargemacht. Ja, dazu gehört auch, daß er in seiner geschichtlichen „Art", seinem „menschlichen" Vorstellen, selbst von „Dingen", Aeußerem an der oberen Welt, Grenzen, Schranken gehabt, die „wir" uns nicht verdecken, nicht „wegreden" sollen. Es rächt sich, wenn wir es übersehen wollen, daß er dessen selbst bewußt gewesen, manches — auch von dem was seinen „Beruf" angehe! — „nicht zu wissen". Er hat ausdrücklich gesagt, daß er „Zeit und Stunde" seiner „Wiederkunft" nicht anzugeben vermöge: er ist bei sich selbst nicht irre geworden, daß es sich um „nahe" Zukunft handle, und hat gerade insoweit „menschlich" geirrt. Es hilft nicht, daß wir etwa uns erinnern, tausend Jahre seien nach bekanntem Psalmwort wie „ein Tag" für Gott: Jesus hat das nicht selbst in Betracht gezogen. Man kann auch nicht zweifeln, daß Jesus das Verhältnis von Sonne und Erde sich vorgestellt habe, wie seine „Zeitgenossen", wie noch Luther (dem ebenso wie Melanchthon Kopernikus gar nicht „glaubhaft", eine Art von Verführer war). Dürfen wir daraus etwas ableiten für Jesu Gedanken über „Vorstellungen" vom Teufel, vom „Satan"? Ja! Jedenfalls zunächst das Recht so zu fragen! Wie ist denn auf diese Frage eine Antwort zu gewinnen, die dem Glauben gelten dürfe, die nicht nur „vernünftigem", wissenschaftlich-historischem, nein, evangelisch-kirchlichem Glaubensdenken genüge? Die Antwort kann als Formel, als „These", kurz sein. Jesu „Vorstellung" und „Gedanke" vom Satan war dann oder soweit „nur" menschenhaft — deswegen von „uns", vielleicht nicht notwendig, aber doch „zu recht" ablehnbar — als sie nicht zu seinem Gottesgedanken „gehört", nicht daraus zu begründen, als religiös, dem „Glauben", maßgebend zu erweisen ist. Können wir Jesus, sein Verhältnis zu Gott „seinem Vater", zum Gotte Israels und der „Welt", nicht verstehen, ohne den Teufel, Satan als wirkliche Person, einzurechnen? Bleibt sein Gott, Gott „in ihm", nicht der gleiche, nicht mehr der Gott, wie er ihn kannte, mit ihm sich in „wesenhafter" Verbundenheit erlebte, wenn wir urteilen, der „Satan" seines Erlebens sei kein „Jemand", sei ein „Etwas" gewesen?! Wie hat Jesus den Teufel angesehen, „erlebt"? Wird, was er als von diesem oder an ihm erlebte, ein anderes — dem „Gehalte", der „Bedeutung" nach — wenn der Gedanke von ihm der Sphäre, ich sage nicht der „Realitäten", wohl aber der „Personen" entzogen wird? Hätte Jesus nach diesem Maßstab „seinen" Gott verloren, wenn er gedacht, „erkannt" hätte, einen Irrtum über seinen „Feind" zu hegen? Im Prinzip kommt in Betracht, was man die ontologische Idee nennt, die Vorstellung vom formalen „Sein", von der Art des „Daseins" dessen, was Jesus „Satan" nannte. Keine Frage ist, daß das Böse Realität hat, daß Jesus, ja erst er, es in „vollendeter" Auswirkung des Wesens erlebte, als eine „Macht" erfuhr, die in jeder Weise, in undurchsichtiger Lockung, Verführung zu Verweltlichung seines Reichs (bzw. Gottes Reichs), dann offenster Gewalt (Verurteilung zum Verbrecher) ihn untreu gegen Gott und sich selbst zu machen „drohte". Die Frage ist, ob die Macht des Bösen, der Sünde, wie die des Guten, Gottes, als ein Wesen, ein „Geist" in konkreter Einzelheit (d. h. als Person) existiere und so vom Gottesgedanken Jesu aus gesichert erscheine. Ist der „Satan" ein Postulat des Glaubens an den Gott Jesu, den Gott „in Jesus als dem Christus"!?

Ich sehe nicht, wie diese Frage sich bejahen lassen könnte. Gott wäre nicht ohne den Satan vorstellbar, mehr als das: so nicht „denkbar"!? Vielleicht fällt mir einer unserer neuesten Theologen sofort ins Wort: Gott sei überhaupt nicht zu „denken"; das Denken erreiche ihn nicht. Was wir von Gott denken, denkbar finden oder nicht, sei wesenlos. Gottes Wort in der Bibel wolle einfach gehört werden. Ja, ja; das ist ganz meine Meinung. Aber das heißt (wenn nicht ödeste Inspirationslehre wieder aufkommen soll), daß Gott „unausdenkbar" ist, nicht voll und in jeder Beziehung gedanklich faßbar (in begrifflicher Verfolgung jedes auftauchenden „Merkmals"), nicht zwangsmäßig gedanklich faßbar (denken ohne Zwang der Konstatierung, Verbindung, Schlußfolgerung gibt es nicht). In erschöpfender Weise durchdenkbar ist Gott sicher nicht. Das ist eine triviale Wahrheit. Aber das bedeutet nicht, daß der Mensch, der Glaubende, überhaupt nicht „denke", wenn er von Gott rede (eine andre Gewißheit davon, daß es einen Gott gebe, daß der Gott Jesu Christi der wirkliche Gott und als solcher eine Wesenheit für sich sei, gibt es allerdings nicht als die des Glaubens, das etwas anderes ist als das Denken). Sollte es nur Gefühl für Gott geben, nur das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl Schleiermachers? Aber auch Schleiermacher macht sich von seinem Gottes„gefühl" aus „Gedanken" über Gott, hat ein ganzes „theologisches" Gedankensystem gebaut. Ohne Gedanken haben wir Menschen nichts, was uns seelisch „angeht", als „Personen" ergreift, bewegt, im Geiste „umtreibt". Aber freilich, wir können erkennen (in Gedanken „feststellen"), daß „unser" Gott, der Gott Jesu Christi unausdenkbar ist (er ist nicht „erdacht"; das Denken, das Weltbeobachten und -deuten, die Philosophie, hat ihn nicht „gefunden" und „gesichert"; er kann, das erkennt jeder rechte Theolog, auch nicht „zu Ende", d. h. „durch"gedacht werden). Er ist und bleibt letztens ein Geheimnis: eine Person, die solches für andere ist, kann von diesen bloß erkannt werden, indem sie sich „offenbart"; soweit sie sich „offenbart", weckt sie auch Gedanken über sich. Sollte der Satan seine „Kundbarkeit" für uns, für „Christen" haben, weil Christus ihn unverkennbar als ihm „kund" behandelt?! Sollte er in bezug auf Gott zu dem gehören, was an ihm eben „unausdenkbar" sei, was wir als „Wahrheit" anerkennen, „gelten lassen" müßten, ohne es zu „begreifen" (als zum Gottesgedanken nach der „Offenbarung" mitgehörig, ohne daß wir Gott da „verstünden")? Wer als Christ da mit seinem Urteil zurückhalten, ja im Blicke auf Christus „behaupten" will, (zu „sollen" meint; sich seelisch, „gewissensmäßig" verpflichtet erachtet zu „behaupten"), der Satan sei ein Selbstwesen, „zugelassen" von Gott als sein „Gegner" in der „Welt", den wage ich nicht zu schelten, wenn er nicht schilt, daß einer anders „urteile".

Ich urteile in bezug auf den Satan ablehnend — ohne zu behaupten, es sei „unchristlich", d. h. für Christen verboten, an ihn zu „glauben" —, weil ich deutlich sehe, daß der Gedanke von ihm ein Fremdkörper in der „Religions"geschichte ist, in der Christus seine geschichtliche Stelle hat, also in der „Geschichte der Religion Israels". Der Gedanke von ihm stammt aus dem Parsismus, kennengelernt wird Israel ihn haben im Exil. Daß Satan ein „Gott" sei wie Jahweh, hat es nie geglaubt; daran denkt Christus vollends nicht. Nie hat Jesus ihn anders „erlebt", wie als „Versucher". Reicht der Gedanke nicht,

daß es „Versuchung" war, die er erlebte?! Ist Jahweh nicht mehr Jahweh für Jesus, wenn Jesus den Satan „wegdächte"? Er hat ihn nicht weggedacht. Er hat ihn nur „vom Himmel stürzen gesehen", Luc. 10, 18, ist gewiß geworden, daß Gott ihn ihm „untertan" gemacht. Aber heißt das, er werde seinen Gott verloren haben, wenn er — sei es wie es sei — gehört („erkannt") hätte, der „persönliche" Satan sei für ihn „bloße" Vision gewesen? Das ist die Frage. Kann unsereiner, der an solchen „Versucher" nicht glauben kann, nicht mehr betend zu Gott sprechen: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen (dem Bösewicht)"? (Luther übersetzt das überlieferte griechische Wort merkwürdigerweise durch „Uebel". Das geht, man sieht ihm an seiner Stelle in der sprachlichen Verbindung nicht an, ob es ein Maskulinum [„der Böse"], oder ein Neutrum [„das Böse, ja auch „das Uebel"] sei; es ist doch mehr als bloß wahrscheinlich, daß es „den" Bösen bedeutet.)

2. Das Dämonische

Es gehört nicht zu den erfreulichen Zügen an der heutigen Theologie, daß man in ihr vom Teufel oft drastisch redet, dann jedoch merken läßt, man meine es natürlich nicht ganz wörtlich, habe sachlich nur im Sinn die grauenhafte „Gewalt" der Sünde über uns Menschen, die deutliche Allverbreitung derselben und ihre Unüberwindlichkeit durch „Menschenkraft", die Grundverderbtheit der Menschen„natur", aller menschlichen natürlichen Gesellschaftsordnungen (des Völkerlebens, der sozialen Verkehrsformen, der Familie, auch der Kirche als „Anstalt"), auch — was uns Deutschen doch wahrlich klar sei — die Entsetzlichkeit der in der Welt der Sünde immer wieder in Bewegung kommenden Geschichtskatastrophen. Wie von selbst redet man da zuerst vom „Teufel" als dem „Herrn der Welt". Und beginnt dann doch — wenn jemand ernstfragende Augen macht — milder pluralisch, nur neutrisch zu reden, von „Mächten". Sofort springt die Phantasie wieder hinzu und regt nun die Rede von „Dämonen" an. Es ist fast das Stichwort modernster Schilderung des Jammers der Welt, daß alles in ihr „dämonisch" erscheine. Ehemals sprach man von der über dem Menschengeschlecht als ganzem lagernden, in keines Menschen Leben austilgbaren „Erbsünde", die keinerlei Rettung erkennen ließe, wenn nicht Christus die Zuversicht gäbe, daß das Sterben von ihr frei mache, da wir dann „zu ihm" und durch ihn „ganz" zu Gott zu gelangen glauben dürften. Es war richtiger, von unüberwindbarer, in der „Geschichte" nicht zu Ende zu bringender Erbsünde zu sprechen, als von dämonischen Mächten, „Dämonien" der „Geschichte".[1])

Ich bin gar nicht darauf gestimmt, unsere Theologen „von heute" etwa zu verhöhnen ob ihres dramatischen, packenden Sprachgebrauchs. Ich finde ihn nur teilweise sehr gefährlich. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist auch bekanntlich nur ein Schritt. Bei moderner Diktion kam mir das nicht ganz selten zu Sinn. Das alte, ererbte Stichwort machte die Sünde nicht so „interessant", wie das neue. Je nüchterner, herber, verständlicher — je weniger geistreich — wir von der Sünde und davon reden, daß wir sie bei „jedem" von uns als Glied der „Masse" treffen, ja auch „durchschauen" (im Gewissen „begreifen", in ihren konkreten Schrecklichkeiten deuten, d. h. auf ihre immer gleichen und doch immer neuen „Faktoren" zurückführen lernen: es läßt sich noch vieles „lernen" mit Bezug auf Krieg, Politik, Parteien, Alkohol, Sexualität usw.!), um so gewisser werden die Gedanken von „Gericht und Gnade" in erregter Form wach in uns — auch in den Völkern! — werden. Man rede doch nicht so flott, wie man sich gewöhnt hat, so unverkennbar oft schier im „Hersagen", von der „Unheiligkeit" der Welt, der „Profanität" ihres Wesens, von idealistischen „Verzerrungen" des doch nur „Vergehenden", von Gott aber als dem „Ganzandern". Es deklamiert sich leicht damit, und es ist furchtbar schwer, von der Sünde schlicht eindrücklich zu „predigen". Die „Dämonen" machen neugierig, gespannt, was man da wohl hören werde; sie nehmen sich „vornehm" aus neben der altmodischen, abgeklungenen „Erbsünde", gar den gewöhnlichen „Gedanken"-Todsünden. Die Rede vom „Dämonischen" ist von der Philosophie hergekommen, in die Theologie übertragen von dem Eindruck des Unheimlichen her, den „das Unbedingte" am Sein wecke, das was man dann auch das Schicksalhafte nennt, das „Verhängnis" in allem Geschehen. Die „paradoxe" Einheit, Stetigkeit, von Vernunft und Unvernunft, Sinn und Sinnlosigkeit, die das Weltleben zu zeigen scheint — der Eindruck dieses Zwiefachen an dem „Ganzen" des Seins ist unwiderstehlich, nicht wegzuschaffen (nur niederzuringen durch Christen„glauben"). Die Undurchdringlichkeit alles „Letzten" an dem Sein, wie wir es nur an und in uns „empfinden" lernen, hat die Idee des „Dämonischen", von ungöttlich-gotthaften Faktoren („Mächten") wieder lebendig werden lassen. Der Teufel mag wohl Freude daran haben; er kann sich wieder verstecken, gefährlich sind ihm die Dämonen nicht.[2])

Ja, die Welt ist unheilig — aber sie ist das nicht „an sich": als „Schöpfung" war, „ist" sie im letzten heilig, so unheilig sie in der Geschichte geworden. Aber auch in der Geschichte ist nicht „nur" die Sünde mächtig. Es gibt da „Zusammenbrüche", die doch nicht nur „Gericht" sind. Es gibt auch vor Gottes Augen ein „Ueberaltern", Verbrauchtheit der Gestalten. Für jede konkrete Gemeinschaft, jede „Sphäre" des Menschenlebens — ich denke an die Gegenwart — ist das Leid auch positive Aufgabe, Quell von „Pflichten". Man entziehe sich ihnen nicht durch die Phrasen von den Dämonien, vom „Saekularischen" usw., durch interessante „Paradoxien", wie sie die Atmosphäre durchschwirren. „Gott lebet noch, Seele, was verzagst du doch?"

Es gehört mir zum Schmerzlichsten in der Gegenwart, will sagen: an der Art, wie man von der Welt im Kontraste zu Gott redet, daß sittliche Freudigkeit in ihr als nicht mehr berechtigt erscheint. Sollte es unerlaubt, „unchristlich" sein zu hoffen, ja zu glauben, die Kirche, das Christentum stehe in den Nöten, in die wir geführt sind, wie in den „Geburtswehen" eines neuen, höheren, wahreren Geschichtslebens! Es geht wie ein Erwachen durch die Völkerwelt Asiens und Afrikas, nach wundersam langem Schlafe. Das „Abendland", Europa und Amerika, das bisherige Kirchentum, Moskau — aber nicht auch Rom, ja auch Wittenberg und Genf? — reicht nicht mehr, nicht bei sich selbst, erst recht nicht in der Mission. Ist das nur trübe Geistesschau? Tauchen nicht vielmehr wesenhaft neue Aufgaben, „Reformen" unseres Soziallebens als des Lebens in geistiger — nicht nur geistlicher, nein immer notwendig „auch" körperlich-seelisch, naturhafter — Gemeinschaft wie ein heiliges Fernleuchten vor dem inneren Auge auf, sofern wir an Gott ernstlich, wirklich glauben? Die kahle Parole von „Gericht und Gnade", von nichts als „Verlorenheit", bloß „Züchtigung", nur „Abfall", Dämonien überall, läßt die Erde, die Geschichte, wie einfach werklos erscheinen. Ist Christenhoffnung „nur" Himmelshoffnung? Gibt es kein „Wachsen "in Gotteskindschaft auf Erden? Dürfen wir Christen als solche eigentlich in „Welt"dingen nur im tiefsten „uninteressiert" zuschauen? Gewiß sollen wir uns „hüten" vor dem „Allzumenschlichen", der Gier nach Geld und Ehre, Sinnenlust, leerem Amüsement (Kino, Rundfunk usw.). Darüber hinaus aber sollten wir nur resigniert stille halten, den Dingen ihren Lauf lassen? Was ist es mit dem Sünden„fall"? Soll in der Theologie die Theorie erneuert werden von einem vorweltlichen Dasein, das wir gehabt „wie Engel" und in „Selbstvergötterung", wie der Teufel, geschändet hätten, so daß wir

[1]) Das Wort „Dämon" stammt aus dem Griechischen, bezeichnet da Untergötter, meist bösartige, übelgesinnte, tückische, Krankheit, Streit u. dgl. erregende „Geister", hin und wieder auch freundliche; immer ist es etwas „Außerordentliches", aus dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, aus der „Natur", der „bekannten" Anlage einer Person, nicht Erklärbares, was man als „dämonisch" bezeichnet. Wenn man nicht wagt, einen „Gott" als Verursacher des Schlimmen zu denken (durch „Anklage" zu reizen), spricht man von „Dämon". Im Neuen Testament ist oft von solchen die Rede: Jesus handelt mit ihnen wie Organen, Beihelfern des Teufels, „treibt sie aus". Ihn selbst fechten sie nicht an, von ihm „wissen" sie, daß er stärker ist, als sie selbst.

[2]) Sogar unsere Tageszeitungen haben Geschmack am „Dämonischen" gefunden. In einer Nummer las ich heute die Wendung „Das dämonische sich Suchen und Finden von einander ergriffener Menschen..."; von Mohammed: „Hier ist nichts von der dämonischen Gewalt eines Mose (!)..."; Titel eines Romans: „Dämon Weib".

auf Erden nur im „Zuchthaus" uns wiedergefunden hätten? Ist es von vornherein abzulehnen, daß es ein „Werden" des Gottesreichs gebe, ein Werden in der Zeit, in „Entwicklung" sittlichen Sinns? Schließt der Gedanke, daß alles abhänge von Gott, als dem nach bloßem Eigenrat, Eigenentschlüssen, eigener Bestimmung des Endes, die Welt beherrschendem Willen, es aus, daß er die Geschichte als Entwicklung eines Menschentums gestiftet habe, das mehr als „bloß" solches in Erdenform sei? Ist der Gedanke des „Weltuntergangs" die einzige Glaubensperspektive? Kennt der Glaube nicht den Gedanken einer „Erziehung" des Menschengeschlechts, einer „Schulung" zum Guten, im Guten durch Betrauung mit positiven Aufgaben des Personenlebens und Gemeinlebens? Jesu Forderung (mit der er auftrat, Marc. 1, 15) hat gelautet: „Tut Buße!" (wie Luther übersetzt), genauer: „Stellt euch um in euerem Sinn!" Das ist empirisch das A und das O der sittlichen Forderung des Evangeliums, bleibt es! Aber zwischen dem A und dem O liegt vieles. Das Erdenleben ist dem Glauben nicht nur „Versuchung", — ja, es ist „auch" immer solche!, aber ist die Bitte an Gott: „führe uns nicht in Versuchung" leere, hoffnungslose Redensart? Nein, nach Gottes Gedanken über uns und mit seiner Hilfe ist das Erdenleben zugleich ein Hineinwachsen in Lebensfülle. Die „Dämonien" sind mißverstanden, wenn man meint lehren zu müssen, der Christ habe sich in der Welt „nur" zu wehren, das Gute sei schlechthin verschüttet, sittliche Werte in Verwendung des Natürlichen gebe es überhaupt nicht in ihr.

Halle Ferdinand Kattenbusch

Was lehren die lutherischen Bekenntnisschriften über den Krieg?

„Ethische Bejahung des Krieges ist Luthertum, seine Verneinung ist Schwärmerei, Wiedertäufertum, idealistischer Humanismus, unevangelisch, unbiblisch." So ungefähr lautet das Urteil über Krieg und Pazifismus fast allgemein in den kirchlichen Kreisen. Als ich es wagte, vor einem Kreise von Pfarrern der evangelischen Kirchen Berlins die ethische Berechtigung des Krieges zu verneinen, die kriegbejahenden Thesen von Althaus („Staatsgedanke und Reich Gottes", 4. Aufl. 1931) zu bestreiten, rief man empört nach den Bekenntnisschriften. Sie sollten meinen Standpunkt als dem lutherischen Bekenntnis widersprechend bloßstellen. Der Vorwurf war schwerwiegend. Sollte wirklich der Pazifismus in der evangelisch-lutherischen Kirche nicht heimatberechtigt sein? Haben wir Friedensfreunde den bekannten „anderen Geist", mit dem es keine Verständigungsmöglichkeit gibt? Ist es nur die leidige Union, die es verhindert, daß man uns vor die Kirchentür setzt? Sind einmal die Bekenntnisschriften als Richter in dieser Frage angerufen, obwohl es sicherlich nicht im Sinne unsrer Kirchenverfassung liegt, solche Fragen auf diesem Wege zu entscheiden, so sollen sie doch selbst sprechen. Was lehren sie über den Krieg?

Daß eine „ethische Rechtfertigung des Krieges" Luther vollkommen fernlag, geht aus folgendem Satz des großen Katechismus zur Brotbitte hervor (J. T. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, 11. Aufl., 1912, S. 477, 80):

Fürnehmlich aber ist dies Gebet auch gestellt wider unsern höhesten Feind, den Teufel. Denn das ist all sein Sinn und Begehren, solches alles, was wir von Gott haben, zu nehmen oder zu hindern, und lässet ihm nicht genügen, daß er das geistliche Regiment hindere und zustöre, damit, daß er die Seelen durch seine Lügen verführe und unter seine Gewalt bringe, sondern wehrt und hindert auch, daß kein Regiment noch ehrbarlich und friedlich Wesen auf Erden bestehe. Da richtet er so viel Hader, Mord, Aufruhr und Krieg an...

Der Krieg ein Werk des Teufels, eine Auswirkung der Lüge und des Bösen! Er läßt sich ethisch so wenig rechtfertigen wie der Mord, mit dem er von Luther unmittelbar auf eine Stufe gestellt wird. Beide entstammen derselben Gesinnung. Der Christ bete deshalb auch um Behütung vor dem Kriege wie vor Gift und Pestilenz (a. a. O., S. 477/78).

Eine positive Wertung des Krieges scheint dagegen an folgenden Stellen vorzuliegen:

Conf. Augustana, XVI. Art. (S. 42): Von Polizei und weltlichem Regiment wird gelehret, daß alle Oberkeit in der Welt und geordnete Regiment und Gesetze, gute Ordnung von Gott geschaffen und eingesetzt sind, und daß Christen mögen in Oberkeit-, Fürsten- und Richter-Amt ohne Sünde sein, nach kaiserlichen und andern üblichen Rechten Urteil und Recht sprechen, Uebeltäter mit dem Schwert strafen, rechte Kriege führen, streiten... Hie werden verdammt die Wiedertäufer, so lehren, daß der obangezeigten keines christlich sei.

C. A. XXI. Art. (S. 47): Vom Dienst der Heiligen. ... daß man Exempel nehme von ihren guten Werken, ein jeder nach seinem Beruf, gleich wie die Kais. Majest. seliglich und göttlich dem Exempel Davids folgen mag, Kriege wider die Türken zu führen...

Apol. Conf. (S. 120, 70): Labores David in gerendis bellis et in administratione domestica sunt opera sancta, sunt vera sacrificia, sunt certamina Dei, defendentis illum populum, qui habebat verbum Dei, adversus diabolum, ne penitus extingueretur notitia Dei in terris. (Die Leistungen Davids in Kriegführung und innerer Verwaltung sind heilige Werke, sind wahre Opferhandlungen, sind Kämpfe des Gottes, der jenes Volk, welches das Wort Gottes hatte, gegen den Teufel verteidigte, damit nicht gänzlich die Erkenntnis Gottes auf Erden vernichtet würde.)

Apol. Conf. (S. 216, 60): Die Rache aber und Strafe des Argen, so von der Oberkeit geschiehet, ist damit nicht verboten, sondern vielmehr geboten... Dieselbige Rache geschiehet, wenn man Uebeltäter strafet, Krieg führet um gemeines Friedens willen, des Schwerts, der Pferd und Harnisch braucht...

Diesen Stellen ist eins gemeinsam: gerechtfertigt wird nur der „gerechte" Krieg, bei dem es sich offensichtlich nur um die Bestrafung von Bösewichten und Rechtsbrechern handelt. Die christliche Obrigkeit wird im Ideal als eine Einheit gedacht, zusammengefaßt in der Person des christlichen Kaisers. Der moderne Staatsbegriff, der den Staat „autonom" macht, ist völlig unbekannt. Demgemäß liegt der moderne Krieg als Kampf zwischen „christlichen" Völkern, als Kampf „christlicher Obrigkeit wider christliche Obrigkeit" völlig außerhalb der lutherischen Anschauungen. Der Krieg wird nur als Polizeimaßnahme zur Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung innerhalb der als corpus christianum geeinten Völkerwelt angesehen. Wie auch die Fürsten der damaligen Zeit nicht ein Volk gegen das andre bewaffnen, damit ein Volk das andre verdränge, vernichte, morde. Ihre „Armeen" sind Polizeimannschaften. Der Landesfürst bleibt, wenn er legal handelt, nur das ausführende Organ des Kaisers, des allgemeinen Rechts. Wie weit ist diese Anschauung von der modernen Kriegsideologie entfernt, die den Krieg als rechtmäßiges Mittel der Politik zur Erreichung eigener Ziele wertet! So weit, wie der Abstand groß ist zwischen dem Gummiknüppel des Polizisten und einem Langrohrgeschütz, zwischen dem Tränengas zur Kampfunfähigmachung des Verbrechers und den Phosgenbomben eines Fluggeschwaders, durch die ein unbequemes Industriezentrum in ein Leichenfeld verwandelt wird! Polizei ist Gewalt, gebändigt durch die Liebe. Sie will das Leben erhalten. Krieg ist entfesselter Haß. Er will den Andern vernichten, um sich an seine Stelle zu setzen.

Die Kriege „wider die Türken", die in Parallele gestellt werden mit den heiligen Kriegen Davids, werden vor allem deshalb als gerechte Kriege empfunden, weil Luther als Christ glaubt, daß es sich um Gottes Sache handelt, die hier angegriffen und verteidigt wird. Handelt es sich aber um Gottes Sache, wenn eine Nation alles freudig setzt an ihre Ehre, oder gar wenn es sich handelt um die Entspannung innerpolitischer Nöte, die aus ungerechten oder unpraktischen sozialen Ordnungen sich ergeben haben, oder vollends um den Raub von Kohlenlagern? Nach dem 30jährigen Kriege, den ja die katholische Seite als Polizeiaktion gegen die Ketzer, Kirchen- und Staatsverderber, die evangelische Seite als Davidskampf zur Errettung des Gotteswortes führte, nach diesem Kriege, der äußerlich und innerlich unser Volk verwüstete, der mit einem Kompromiß endete, als könnte Christus mit Antichristus Frieden schließen, und den wir heute fortsetzen müßten, wenn er damals berechtigt war, nach diesem Kriege, der den Fürsten die ersehnte politische Unabhängigkeit vom Kaiser festigte, nach diesem Kriege, in dem mit großer Heuchelei Egoistisches als Göttliches proklamiert wurde, dürfte es uns

schwer sein, noch an einen in diesem Sinne „gerechten Krieg" zu glauben, zu glauben, daß Gottes Sache mit dem Schwert geschützt und die Ungläubigen mit dem Schwert bekehrt werden.

Was vielleicht den neulutherischen Kriegstheologen am peinlichsten zu hören ist, ist die Tatsache, daß auch die „schützenden Hände der Kirche über Kriegsdienstverweigerern" sich auf die Bekenntnisschriften berufen können. Art. XVI der Conf. Aug., der der weltlichen Obrigkeit die Polizeigewalt zuerkennt, endet mit folgendem Satze:

So der Oberkeit Gebot ohne Sünde nicht geschehen mag, soll man Gott mehr gehorsam sein, denn den Menschen.

„Soll!" Nicht nur „kann"! Wir haben also nicht etwa ein Recht auf Kriegsdienstverweigerung, weil Krieg uns wehetun könnte. Wir haben die Pflicht zur Kriegsdienstverweigerung, wenn wir erkannt haben, daß seine Motive nicht göttlich, sondern menschlich-satanisch sind. Vom Bürgerkrieg gilt dasselbe in noch stärkerem Maße.

Pflicht der Kirche wäre in solchem Falle, nicht nur die Kriegsdienstverweigerung zu schützen, sondern zu organisieren, wenn sie ein Organ des sittlichen Gotteswillens bleiben will.

Die Nachprüfung der lutherischen Bekenntnisschriften ergibt also folgendes Bild: Diejenigen, welche sich heute bemühen, den Krieg als notwendiges und erlaubtes Mittel der Politik zu verneinen, ihn zu ächten, ihn moralisch im Bewußtsein der Völker zu verfehmen, statt dessen die Völker so zu verbinden, daß es Gewaltanwendung nur noch gegen Rechtsbrecher und Gesetzesübertreter geben dürfte mit aller schonenden Zurückhaltung einer verantwortlichen, nicht fanatisierten Polizei, handeln im Geist der lutherischen Bekenntnisschriften. Diese sind geschrieben von Männern, die die Ueberzeugung hatten von einer moralischen Verpflichtung der Menschheit, von unsrer sittlichen Bestimmung. Wenn die Frage Kriegsbejahung oder -verneinung auf der Plattform der Bekenntnisschriften entschieden werden könnte, dann hätten die Kriegsbejaher ein solches Verfahren zur Feststellung der rechten Lehre mehr zu fürchten als die Kriegsverneiner.

Es ist traurig und beschämend, daß solches innerhalb der Kirche des Evangeliums überhaupt gesagt werden muß, noch trauriger, daß es hier fast eine Kühnheit ist, solches zu sagen.

Berlin Paul Gerlach

Hin-zu-Rom-Bewegungen in Deutschlands Protestantismus?

Zur Abwehr und zur Besinnung

1

In der „Schöneren Zukunft" vom 8. Mai 1932 befaßt sich Professor Dr. theol. et phil. Anton Seitz (München) mit der angeblich da und dort im Gefolge der liturgischen Bewegung festzustellenden dogmatischen Hinwendung des Protestantismus zum römischen Katholizismus. Er findet sie bei Heiler, in dessen Hochschätzung der katholischen Bischofsweihe, und erzählt dann von zwei protestantischen Geistlichen aus Württemberg, einem Vikar und einem Pfarrer, die in der Ausübung ihres Amtes und in der Führung ihres Lebens ganz katholisch geworden seien und je eher desto lieber auch äußerlich den Uebertritt vollziehen würden, wenn nicht der eine durch seinen Ehrgeiz, seine ganze Gemeinde mit sich zu ziehen, der andere aber durch seine Bindung an seine Familie und die Pflicht, diese zu ernähren, gehindert wäre. Diese Hinderungsgründe werden als durchaus berechtigt anerkannt. Als Ziel schwebe Beiden eine „Unionskirche" vor, die „bloß dem äußeren Wortlaut, nicht aber dem inneren Wesen oder der Sache nach verschieden ist von der römisch-katholischen Kirche", etwa mit Beibehaltung des wahrhaft Katholischen am Protestantismus, z. B. „jener herrlichen alten Kirchenlieder von Luther, Gebhard (!) [1]) usw., die nicht häretischen Geist atmen, sondern den Geist inniger, gemütstiefer Frömmigkeit wie in der Nachfolge Christi, womöglich auch Beibehaltung des Laienkelches bei der heiligen Kommunion, unbeschadet des katholischen Dogmas, daß an sich die Brotgestalt allein genügt". Von dem Einen der beiden Pfarrer wird erzählt, daß er beim Abendmahl in der Pause vor dem Heraustreten der Gemeinde „in aller Stille und Eile das heilige Meßopfer quoad substantiam, d. i. den Hauptteilen nach" vollbringe. „Ist das nicht ergreifend?" Am Schluß folgt dann der Vorschlag, solchen Geistlichen zur Rückkehr in die katholische Kirche möglichst goldene Brücken zu bauen.

Es ist für eine weitere Oeffentlichkeit gründlich uninteressant, ob die beiden Geistlichen nun gerade in Württemberg sitzen oder anderswo. Wenn die Hin-zu-Rom-Bewegung wesentlich nur in diesen beiden Männern besteht, von denen man in ihrer nächsten Nähe kaum etwas weiß, so lohnt es sich überhaupt nicht, unter dem Gesichtspunkt weiter davon zu reden, unter den die „Schönere Zukunft" die Sache gebracht hat. Eine Bewegung ist das nicht, selbst wenn man glaubt, daß „Hunderte so denken", und daß ihr „das ganze Land" zwischen einigen württembergischen Landstädten zufallen würde, „wenn sie nur besser bekannt gemacht und verbreitet" würde. Warum macht man denn nicht die Probe? Solange man für eine so große Sache keine besseren Vertreter hat als den Göttinger emeritierten Pfarrer, der gelegentlich in der „Schöneren Zukunft" zu Wort kommt, und dessen Schriften, mit Empfehlungen des erzbischöflichen Generalvikariats in Paderborn versehen, in vielen katholischen Buchläden aufliegen, sollte man keine allzu großen Hoffnungen auf die „Bewegung" setzen. Wir können es auch der „Schöneren Zukunft" überlassen, warum sie es für nötig hält, einer solchen Veröffentlichung den Charakter einer für bestimmte Kreise mehr oder weniger sensationellen Enthüllung zu geben; schön finden wir das um der davon Betroffenen willen nicht.

Aber so unbedeutend die Sache unter den Gesichtspunkten der dogmatischen Hinwendung des Protestantismus zum römischen Katholizismus sein mag, sie hat für uns die Bedeutung eines sehr ernsten Warnungszeichens. Es erwachsen daraus Fragen, die gar nicht ernst genug genommen werden können. Wo stehen wir als protestantische Kirche, wenn so etwas unter uns möglich ist?

2

Württemberg ist das Land des Falles Schrempf, der heute noch in vielen Gemütern lebendig ist, und der hoffentlich nicht so bald vergessen wird. Damals handelte es sich um Differenzen, die im Vergleich mit den hier zur Debatte stehenden sehr unbedeutend waren. Aber damals hatte ein Mensch, den wir um dessen willen persönlich hoch zu verehren nie aufhören werden, den Mut zur Wahrhaftigkeit und nahm die Konsequenzen für sich und seine Familie auf sich. Heute kann man innerhalb einer evangelischen Landeskirche katholisch sein, ohne daß es Jemand merkt, und die, die es angeht, finden offenbar sowohl den Mut Schrempfs als die Hartnäckigkeit des damaligen Konsistoriums höchst unangebracht. Wie ist so etwas möglich? Es ist keine Frage: die protestantische Kirche hat zu ihrer Grundlage die Gewissensfreiheit des Einzelnen. Aber wenn es wahr ist und wahr bleibt, daß Luther nicht aus dem liberalen Interesse an dieser, sondern aus der sehr ernsten Sorge um das Heil seiner Seele und der ihm anvertrauten Beichtkinder gegen den Katholizismus aufgetreten ist, dann ist auch klar, daß die Gewissensfreiheit für den Prediger in seiner Kirche irgendwo ein Ende hat, und daß Irgendjemand darüber zu wachen hat, daß diese Grenzen eingehalten werden.

„In geistlichen Konferenzen hat er" — der eine der beiden Pfarrer — „seinen Amtsbrüdern vorgehalten: Woher haben eigentlich die ‚Diener am Wort' in der Kirche Luthers ihre göttliche Sendung?" Sollen diese Amtsbrüder das wirklich nicht gewußt haben? Sonst hätte der Mann doch eine Antwort bekommen müssen. Dogmatisch sollte die Antwort klar genug sein. Jener Pfarrer ist ebenso wie jeder andere ordiniert worden. Oder weiß man nicht mehr, was das bedeutet? Dann steht aber zu fürchten, daß man auch nicht mehr weiß, was Predigt, Taufe und Abendmahl bedeuten. Ist die ganze dogmatische Arbeit so sehr eine Sache weniger Außenseiter und Querköpfe geblieben? Ist ihr Ort lediglich die Universität und ihre Sprache die „Dialektik" geblieben? Man hat so wenig Zeit zu theolo-

[1]) Also Paul Gerhardt. DH

gischer Arbeit. Mancher hat sich, unter dem Zwang des täglichen Betriebs, daran gewöhnt, diese ein paar Fachleuten zu überlassen, die sich in diesem Irrgarten zurecht finden mögen so gut oder so schlecht das geht, ohne daran zu denken, daß jeder Pfarrer auf seiner Kanzel eben schlecht und recht Theologie treibt, sofern Theologie doch nichts Anderes ist als methodisches Reden von den Dingen unseres Glaubens. Es gibt wohl Glauben trotz und gegen die Theologie; aber entbindet uns das von der Pflicht richtig zu reden? Und wenn es sich an diesem Beispiel zeigt, daß die Arbeit an der Konsolidierung unserer Kirche immer noch die Angelegenheit Weniger ist, wäre es dann nicht angebracht, im theologischen Sprechsaal den Wissenschaftsbegriff und die Existenzialphilosophie und die Mandäerfrage einstweilen auf sich beruhen zu lassen, so wichtig das alles sein mag, und so zu reden, daß auch Vikare und Pfarrer, die schon vor einiger Zeit ihr Examen mit „nicht Ia" bestanden haben, es verstehen können, — ja womöglich sogar die Laien, die es doch eigentlich auch etwas angeht, wenn ihr Pfarrer unter der Hand katholisch geworden ist und nun den Ehrgeiz hat, sie mit sich zu ziehen, wobei sie zunächst um gänzlich gleichgültiger, zum Teil wahrscheinlich politischer, Vorurteile willen nur noch den Namen scheuen. Das Problem der „Laiendogmatik", das zu ernst ist, um mit einer simplen Popularisierung der Ergebnisse der Universitätswissenschaft gelöst zu werden, ist wahrhaftig wichtig genug. Das geht zunächst einmal die an, die so etwas machen können und von Amts wegen die Aufgabe haben, so etwas zu tun, d. h. die Universitätsprofessoren. Verantwortlich reden heißt auch „verständlich reden"; das Leben der Kirche vollzieht sich nun einmal nicht in der dünnen Höhenluft der akademischen Wissenschaft. Es geht aber auch die an, von deren „Theologie" die Gemeinden und wir als ihre Amtsbrüder abhängig oder doch beeinflußt sind, nämlich die Pfarrer, denen der theologische Betrieb längst zum Ueberdruß geworden ist, die aber um ihres Amtes und seiner heiligsten Aufgabe willen keine Mühe scheuen dürfen, sich mit allen zu Gebote stehenden Hilfsmitteln sich auf das zu besinnen, was sie als Pfarrer ihrer Kirche zu sagen haben. Was nützt uns die beste Dogmatik, wenn sie von vornherein dazu bestimmt sein soll, in Bibliotheken zu verstauben oder allenfalls neues Material für Seminar- und Doktorarbeiten zu liefern? Ihr Zweck ist, Dienst der Verkündigung zu sein; das sollten weder die vergessen, die sie zu schreiben haben, noch die, die sie — nicht lesen.

3

Aber der Fehler ist offenbar nicht nur ein dogmatischer. Denn, daß es nicht angeht, innerhalb einer evangelischen Kirche katholische Lehre zu vertreten, das ist doch wohl selbstverständlich. Warum aber empfinden die Leute, um die es sich handelt, gar nicht, daß ihre Stellung unhaltbar geworden ist? warum empfindet die Gegenseite ihr Verhalten als „ergreifend"? Man überlege sich doch einmal, was die „Schönere Zukunft" wohl sagen würde, wenn ein Priester ihrer Kirche sich in dieser Weise über alle übernommenen Verpflichtungen wegsetzen würde. Wittig hat man wegen sehr viel kleinerer Differenzen exkommuniziert; bei Gelegenheit der politischen Wahlen hat man da und dort mit schärfstem Druck gearbeitet. Aber bei uns ist offenbar nicht nur die Lehre der Kirche problematisch geworden; sondern wo man weiß, was die Kirche lehrt, da hat man das Bewußtsein davon verloren, daß es sich eben um die Lehre der Kirche handelt, und daß diese Kirche auf irgendeine Weise darüber zu wachen hat, daß ihre Lehre nun auch tatsächlich vertreten wird.

Hat die evangelische Kirche ein Bekenntnis? Und welches? Oder wieviel von welchem? Das Apostolikum? mit der Jungfrauengeburt und der Höllenfahrt? Die Augustana? mit allen ihren Verdammungsurteilen? Gewiß, wir sind alle auf die Augustana verpflichtet; aber hat nicht Jeder seine Vorbehalte? wie weit gehen sie? Und wenn man nichts darüber weiß, — wer hat dann ein Recht, die beiden Pfarrer scheel anzusehen? Wer übt das Lehramt in der evangelischen Kirche aus? Wacht Niemand mehr über dem Bekenntnis? Ist es z. B. auch Gegenstand der Gesetzgebung durch die Synode oder steht es fest als Norm auch für diese? Wen geht es von Amts wegen etwas an, wenn Pfarrer und Vikare katholisch werden und ihre Gemeinden mit sich ziehen sollten? Sollte sich die Aufsichtspflicht der Superintendenten mit der Kontrolle der Statistiken und der Ortsanwesenheit erschöpfen, und sollte das Wichtigste für die Bezeugnissung von Predigten „Form" und „Gehalt" sein, oder müßte es nicht von Rechts wegen noch eine Rubrik geben für „richtig" oder „falsch" im evangelischen Sinn?

Wenn uns die „Schönere Zukunft" nichts Anderes gezeigt hätte als das, daß diese Fragen nicht nur theologisch verbohrte Systematiker etwas angehen, sondern wirklich Schicksalsfragen für unsere evangelische Kirche sind, deren Losung wir allen Ernstes einschließen in die Bitte: „Dein Reich komme", so hätte sie uns einen Dienst geleistet, für den wir ihr den schuldigen Dank gerne abstatten wollten. Wir wollen keine Ketzerprozesse. Vollends nicht solche, die nach dem Muster des Falles Knote durchgeführt würden, bei dem ein verstaubter Paragraph des Kirchenrechts die theologische Begründung ersetzen mußte. Das wäre päpstlich gedacht und gehandelt, und diese katholische Gefahr ist für uns gefährlicher als die vom Zentrum und den Jesuiten ausgehende. Die Aufgabe ist vielmehr die: innerhalb des Protestantismus durch Lehre und Bekenntnis wieder eine so zwingende Situation zu schaffen, daß ein katholisches Abendmahl von selber zur Unmöglichkeit wird, so daß der, der nicht mehr zu uns gehört, von selber die Konsequenz ziehen wird, oder auf dem Weg der Kirchenzucht, zu der man freilich „die Leute haben muß", auf die Unhaltbarkeit seiner Stellung aufmerksam gemacht werden kann. Das aber scheint uns freilich eine Aufgabe zu sein, an der an allen Stellen mit aller Hingabe gearbeitet werden müßte.

4

Aber auch hier stehen wir noch nicht am eigentlich entscheidenden Punkt. Selbst wenn Dogmatik und Lehre unserer Kirche völlig „richtig" (d. h. nicht: „orthodox" im üblichen Sinne) wären, so wäre damit noch nicht gesagt, daß unsere Kirche damit schon „Kirche" im neutestamentlichen Sinne wäre. Man versteht bei uns nicht mehr, warum Luther so großen Wert darauf legte, daß nicht er und seine „kleine Herde", sondern daß der Papst mit seinen Anhängern die Kirche verlassen habe. Wir könnten es uns als Protestanten leisten katholischer zu sein als alle Katholizismen. Es ist noch lange kein schlechtes Zeichen für einen Protestanten, wenn er die Beichte für eine segensreiche Einrichtung hält, und wünscht, daß wir so etwas hätten, nachdem der Protestantismus noch lange nach Luther daran festgehalten hat. Warum ist es denn in einer evangelischen Kirche in Deutschland so unmöglich geworden, das Vaterunser gemeinsam zu beten? Ich gestehe, daß ich mich sehr gerne an katholischen Gottesdiensten beteilige, um dieses gemeinsamen Betens willen. Warum hat man denn bei uns diese Angst vor dem „Gesetz"? Ist es denn nicht klar, daß das alles von der recht verstandenen Rechtfertigung aus nicht bloß nicht unmöglich, sondern gerade sehr sinnvoll und nötig wäre? Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge; aber nicht anders als indem er Allen in der Liebe untertan bleibt. Das heißt: ist der Katholizismus äußerlich organisierte Gemeinschaft, und fälscht er dadurch die christliche Gemeinschaft, so ist er dadurch doch eben Gemeinschaft, und so müßte der Protestantismus erst recht Gemeinschaft sein, in der Einer des Andern Last tragen würde, und wo Einer dem Andern ohne Angst „seine innersten Seelenzustände" aufdecken würde oder doch könnte. Wenn die Lehre vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen nicht diesen Sinn hat, so hat sie überhaupt keinen.

Und wenn das tatsächlich so ist; wenn wir vergessen haben, was das Gesetz des Evangeliums für uns bedeutet; wenn es sich dabei nicht nur um ein intellektuelles Vergessen handelt, — dann ist es nicht nur unsere Pflicht, alles das zu tun, was uns im kleinen Kreis zu tun möglich ist (das ist sie auf jeden Fall, und wer Ohren hat zu hören der höre!), sondern dann muß man auch auf Mittel und Wege sinnen, Zeichen zu schaffen, die die ganze Kirche wieder auf ihr wahres Ziel als glaubende und lebendige Gemeinschaft hinweisen können. Man kann das nicht tun, ohne bei sich selber anzufangen. Aber die Aufgabe muß

auch für das Ganze gesehen werden. Das kann weh tun. Es wird den Verzicht auf manches bedeuten, ohne das es nicht zu gehen scheint; es könnte den Verzicht auf die Hilfe des Gerichtsvollziehers bei der Steuererhebung bedeuten; es könnte auch seine Folgen für die kanonischen Bücher des Kirchenrechts haben, die auch bei uns geholfen haben, an Stelle der Wirklichkeit eine Illusion zu setzen. Laß fahren dahin! Wenn wir nur dadurch wieder lernten, an die Kirche zu glauben, die mehr ist als eine Körperschaft des öffentlichen Rechts, nämlich der Leib Christi.

Göppingen Ernst Bizer.

Zur Antwort auf Bizers Fragen

Zur Antwort — Andere mögen Anderes antworten und werden Besseres zu sagen haben. Unter allen Umständen müssen seine Fragen gehört werden. Sie sind offenbar nicht mit dem Hinweis darauf abzutun, daß er Einiges übertrieben haben mag (z. B. steht es immerhin so nicht, daß es überhaupt nicht gemerkt würde, wenn ein evangelischer Pfarrer allmählich katholisch wird. Und der Gegensatz, Luther sei nicht aus dem liberalen Interesse an Gewissensfreiheit, sondern aus Sorge um das Heil seiner Seele zum Reformator geworden, ist, wie natürlich auch Bizer weiß, anfechtbar; für Luther gehörte es eben zum Heil der Seele, daß er, und also auch alle Anderen, nicht gezwungen wurden, wider das Gewissen zu handeln, zu reden, zu denken).

Zu Bizers erster Mahnung, daß die Pfarrer mehr Theologie treiben, und die Universitätstheologen, besonders die Dogmatiker, mehr an den Dienst denken sollen, den sie den Pfarrern schuldig sind, ihnen zu rechter, klarer Verkündigung des Christentums zu helfen, kann ich nur sagen: wir Lehrer der Dogmatik wollen uns gern an diese Aufgabe mahnen lassen; gerechter Weise muß aber gesagt werden, daß gerade schwäbische Theologen sich bemüht haben, christliche Glaubenslehre so darzubieten, daß auch die Laien (also selbstverständlich sehr viel mehr die Pfarrer) sie verstehen können; so — um nur einen Mann zu nennen, der nicht mehr unter uns weilt — der unvergessene Theodor Häring. Leisten einige heutige Theologen da wenig, stecken sie ganz in speziellster Fachgelehrsamkeit, so hat es mir in der Seele wohlgetan (und wird anderen ebenso wohltun), gerade von einem der dialektischen Theologie nahestehenden Jüngeren wie Bizer ein kräftiges Wort gegen solchen Geheimbetrieb der Theologie zu lesen. Daß aber vielen Pfarrern über der Fülle der praktischen Amtsgeschäfte die Zeit zu theologischer Weiterbildung knapp wird, das darf ich vielleicht gerade deshalb betonen, weil ich nicht Pfarrer bin.

Bizers zweite Frage scheint mir dagegen einige anfechtbare Voraussetzungen in sich zu schließen. Zwar wen es von Amts wegen angeht, wenn ein Pfarrer katholisch würde und seine Gemeinde mit sich zöge, ist klar: die Kirchenbehörden. Sollte wirklich eine Gemeinde bei uns katholisch werden und läßt sie sich nicht belehren, nun, so muß man sie freilich ziehen lassen; Zwang gibt es in diesen Dingen Gott sei Dank nicht mehr. Ein Pfarrer aber, der innerlich katholisch geworden wäre, die Fühlung mit seiner Gemeinde verloren hätte und wirklich dennoch sein Amt nicht aufgeben wollte, müßte daraus entfernt werden. Daß ein Theolog, wenn er infolge innerer Entwicklung sich von den Ueberzeugungen entfernt, mit denen er seiner Zeit das evangelische Pfarramt übernommen hatte, dabei aber eine ehrliche Gesinnung hat, anders und zwar schonender behandelt werden soll, als einer, der wegen grober Vergehen aus dem Amt entfernt werden muß, bleibt vorbehalten. Aber der schwierigere Fall ist nicht der, daß einer innerlich katholisch wird (solcher Mann wird es bald genug auch äußerlich werden, weil bei uns eine starke katholische Kirche besteht, die ihn an sich zieht), sondern daß jemand nach anderer Richtung hin, durch immer stärkere kritische Abstriche von der überlieferten Kirchenlehre, durch Gewissensbedenken gegen überlieferte kirchliche Formeln in Kämpfe verwickelt wird.

Nun lehnt Bizer die Art durchaus ab, wie Knote, weil er das Apostolikum nicht mehr brauchen wollte, in Bayern seines Dienstes enthoben wurde. Aber wenn Bizer voraussetzt, es müsse auch in der evangelischen Kirche eine Behörde über der Lehre wachen, so muß klargestellt werden, wieso hier die Heranziehung katholischer Vorbilder irreführt. Der reformatorische Grundsatz, daß jeder in Sachen des Glaubens verpflichtet ist, selbständig gewissenhaft nachzudenken, hat zwar nicht sogleich, aber folgerichtig dahin geführt, daß bei uns keine Lehreinheit mehr besteht, und keine evangelische Dogmatik bringt es fertig, z. B. die wichtige Frage, welche Bedeutung Geschichtliches als Erweis der Wahrheit unseres Glaubens habe, allgemeingültig für alle evangelischen Christen zu beantworten. Dies bedeutet nicht, daß die Verschiedenheit immer bunter würde, babylonische Verwirrung, subjektivistische Anarchie eintreten müßte; gemeinsamer Glaubensbesitz und gemeinsame Christenaufgaben halten uns dennoch zusammen und können uns noch viel fester verbinden als jetzt. Aber es folgt aus dem Gesagten allerdings, daß, wenn einmal unsere evangelische Kirche einen Pfarrer um seiner Denkweise willen nicht mehr im Amte läßt oder einen Laien als nicht mehr zu ihr gehörig ansehen will, solcher Spruch nicht die göttliche Autorität eines unfehlbaren Lehramts besitzt, wie es die Katholiken zu haben meinen, sondern ein menschlicher Mehrheitsbeschluß ist, also sehr einleuchtend begründet sein muß, wenn er nicht als willkürliche Gewaltmaßregel erscheinen soll; als solche sind die meisten Absetzungsurteile, die wegen kritischer Theologie erfolgten, schon deshalb erschienen, weil der abgesetzte A Gesinnungsgenossen hatte, B, C, D, die ganz ähnlich dachten und die man doch nicht sämtlich absetzen mochte; wo lag nun die Grenze des Unzulässigen? Diejenigen unserer Freunde, die sich (mit gutem Grund) nach mehr Einheit der Denkweise, der Lehre in der evangelischen Kirche sehnen, sollen also bedenken, daß kein Auftrag an eine Kirchenbehörde, über der Lehre zu wachen, hier wirklich hilft, sondern es hülfe nur dies, daß bestimmte Glaubensgedanken — es werden sicher nicht einfach die der Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts sein — immer allgemeiner Geltung gewinnen, weil für sie der Beweis des Geistes und der Kraft geführt wird. Ich glaube allerdings, daß der Weg zu mehr Gemeinschaft vielmehr über Gemeinsamkeit der Tat, über ernstere sittlich-soziale Betätigung der Christen gehen wird. Aus gemeinsamem Handeln und Wollen erwächst Gemeinschaft des Vertrauens, des Glaubens. Und diejenigen, die gemeinsam gegen Not und Unrecht kämpfen, können es schließlich auch ertragen, wenn sie dabei über vieles Andere verschieden denken. Aber mitempfinden werden Viele das Verlangen nach lebendigerer Gemeinschaft, das aus Bizers zweiter und dritter Frage spricht. M

Evangelisch-sozialer Kongreß in Karlsruhe

1

Nicht ohne Besorgnis waren Viele von uns mitten in der schwersten Zeit unsrer Krisis nach dem Südwesten unseres Reiches gereist. Wird der Evangelisch-soziale Kongreß in der Hauptstadt des Landes, das politisch und kirchlich gründlich aufgehört hat, ein liberales Musterländle zu sein, das den Fall Eckert und die schroffsten Richtungskämpfe in der Kirche durchlebt hatte, einen günstigen Boden für seine Bestrebungen nach einer energischen, von letzten evangelischen Motiven geleiteten Sozialpolitik finden? Am Dienstag nach Pfingsten trafen sich in einer gut besuchten Ausschußsitzung nicht zwar alle wesentlichen, aber doch recht viele Stützen unsrer Arbeit. Wir mußten zu tiefem Bedauern erfahren, daß der Vorsitzende, Reichsgerichtspräsident i. R. Simons durch ernste Erkrankung am Kommen verhindert sei, erfreuten uns aber an der frischen, mutigen Leitung durch den stellvertretenden Vorsitzenden, Geheimrat Titius aus Berlin, und an der vollen Zuversicht, womit der Generalsekretär D. Herz seinen Bericht über die vielseitige, zumal literarische Arbeit seines Büros und über die besonders eifrige und erfolgreiche Vorbereitung des Kongresses durch den von Pfarrer Seufert geleiteten Ortsausschuß abstattete. Und so wurden wir nicht überrascht durch den überaus starken Besuch des Eröffnungsgottesdienstes in der Stadtkirche; man konnte sich auch nicht dem Eindruck der tiefen Ergriffenheit entziehen, womit die große Gemeinde der Predigt des als Dichter bekannten Hesselbacher folgte, als er seine spezifisch ästhetisch-rednerische Begabung in den Dienst eines gewaltigen, wahrhaft zeitgemäßen Prophetenworts stellte, Hesekiel, c. 47, das dem in einer Wüste lebenden Volk „Wasser vom Altar Gottes“ verheißt. Zwar fehlte es unter den vielen geistlichen Zuhörern nicht an solchen, die eine gewisse Ueberfülle von plastisch ausgeführten Bildern beklagten. Aber wir Alle ließen uns mitreißen von der Wucht der prophetischen Grundgedanken: Gott steht mitten in unsrer ungeheuren Not und will und kann von uns gefunden werden, wenn wir im Sinne unsres Kongresses lernen, für einander zu leiden, für einander uns verantwortlich zu fühlen, einander als Brüder zu lieben. Neu muß diese ganze Welt werden, sie kann es aber nur durch Menschen werden, die von Gottes Gnade erneuert sind.

Dieselbe starke Anziehungskraft bewies der Kongreß in seiner ersten Sitzung am nächsten Morgen. Die Anwesenheit zahlreicher Vertreter der Regierung und Stadtverwaltung, auch des Präsidenten der Handelskammer, allerdings nur weniger Mitglieder der badischen Hochschulen, erinnerte an die Karlsruher Tagung von 1900. Man rühmte nachher den star-

ken Besuch auch jugendlicher Kreise. Natürlich waren die entfernt wohnenden Mitglieder des Kongresses schon durch die Geldknappheit ferngehalten; um so zahlreicher waren badische und auch württembergische Pfarrer zur Stelle. Die Eröffnungsrede von Titius erinnerte zunächst an den ersten Karlsruher Kongreß und glaubte Fortschritte unsrer Sache seither feststellen zu dürfen: heute sind 90 Prozent der gesamten Bevölkerung sozial eingestellt; solche Worte wie: „Christlich-sozial ist Unsinn", „christlich-soziale Pastoren müßten verschwinden", gehören der Vergangenheit an. „Heute", rief Titius mit seiner starken, dröhnenden Stimme in den vollen Saal hinein, „genügt es nicht, daß der Pfarrer nur predige, er muß sozial wirken". So könne man aus der Kirche unmöglich die soziale Tätigkeit streichen. Nun wolle der seine Aufgaben sehr hoch stellende Ev.-soz. Kongreß alle seine Aufgaben messen am Evangelium, unabhängig von allen Parteiprogrammen. Aber dann griff der Redner mutig und stark hinein in die Probleme der Gegenwart, drei bedeutsame Erlebnisse unserer Zeit vom Standpunkt des Kongresses aus beleuchtend: den wirtschaftlichen Zusammenbruch, das grauenvolle Anwachsen der Arbeitslosen und vor allem die letzten Wahlen. Man verstand es wohl allgemein, daß der Redner das Wegsinken der Parteien, auf die sich die Macht des Staates bisher stützte, aus der Verzweiflung erklärte, in der unendlich viele Menschen leben; sie sagen deshalb: So kann es nicht weiter gehen. „Es heißt alle Kraft zusammennehmen, um Not und Verzweiflung zu bannen." Dem Treiben gemeiner Nutznießer der Wirtschaft, deren Niederkracht von allen Gerichtshöfen aufgedeckt werde, stellte Titius — mir wollte scheinen, etwas zu optimistisch — unsere Jugend entgegen, die anfange, nicht spartakistisch, sondern spartanisch zu denken; sie müsse in Staat und Gemeinde zur Mitarbeit herangezogen werden. Daß aber die Politik nicht vom Sozialen zu lösen sei, beweise die unheimlich wachsende Arbeitslosigkeit. Wie freilich durch Gemeinsinn und Opferwilligkeit aller Völker der Wirtschaft die erdrückenden Lasten abgenommen und damit die Gesundung des Wirtschaftsprozesses herbeigeführt werden soll, konnte kaum angedeutet werden; in eine andere internationale Richtung deutete der Hinweis auf die Entlastung Deutschlands von den Reparationen. — So stellte der Vorsitzende des Kongresses seine Arbeiten voll hinein in die schwersten Probleme der nationalen und internationalen Politik, deren Lösung er mit spürbarem Optimismus entgegensah. Wie schwer würde ihm seine Rede vierzehn Tage später gefallen sein!

2

Dem überwiegend theoretischen, Klarheit über prinzipielle Zusammenhänge fördernden Charakter des Kongresses entsprach besonders das erste Referat des Sozialpfarrers Dr. Cordes über: „Die Aufgaben der evangelischen Kirche im politischen und wirtschaftlichen Leben der Gegenwart." Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die Mehrzahl der Zuhörer, im Tiefsten aufgewühlt durch die aktuellen Erlebnisse in Politik und Wirtschaft, sichtlich wenig empfänglich waren für die systematische Erörterung des Redners. Um so dankbarer wird man die gediegenen Ausführungen lesen, wenn der Verhandlungsbericht vorliegt. Richtig war gewiß der Ausgangspunkt: „Subjekte politischen Handelns im strengen Sinn des Wortes sind: der Staat und Sonder-Organisationen, die ihre Ziele mit Mitteln des Staates zu verwirklichen suchen." Der Staat aber wurde verstanden als „notwendige Organisation des von Gott zum Leben und zur Erfüllung seines geschichtlichen Berufs geschaffenen Volkes". Das politische Handeln des Staates hat seine Kraft in der Einsicht der Staatsleitung, in der Staatsautorität und in der dem Staate zu Gebote stehenden Rechtsorganisation und Zwangsgewalt. Die Kirche, die als Landeskirche dem Volke, dessen Kirche sie ist, sonderlich verpflichtet ist, soll vor allem das Verständnis für diesen Sachverhalt wecken; ihre Aufgabe ist die Sorge um die Autorität des Staates als einer gottgewollten Institution. Diese Autorität wird aber nur gewahrt, wenn die ethischen Normen der Staatspolitik richtig sind, wie sie aus der Unterstellung der Politik unter Gott sich ergeben; sie herauszuarbeiten ist eine weitere Aufgabe der Kirche, die heutzutage um so wichtiger ist, wo in weitesten Schichten fast alle überkommenen sittlichen Begriffe in Umwandlung oder Auflösung begriffen sind. Durch die Verkündigung des Evangeliums müssen zugleich die sittlichen Kräfte in die staatliche Willensbildung eingeführt werden. Großen Wert legte Cordes auf die Feststellung, daß die Kirche bei aller Neutralität gegen die wechselnden Staatsformen doch gegen zwei derselben als untragbar protestieren müsse, gegen die pluralistische und die totale; ob diese von Carl Schmitt eingeführte Terminologie von allen Hörern verstanden wurde, ist mir allerdings zweifelhaft. Gemeint ist die Auffassung des Staates, wonach sich die Meinung einer Mehrheit von organisierten, wirtschaftlichen, sozialen oder kulturellen Machtgruppen an die Stelle des Staatswillens schiebt, und die andere, wonach der Staat die letzte Entscheidung über alle Lebensbereiche sich vorbehält.

Verständlicher war dann die Erörterung der politischen Parteien. Da wurde vorangestellt die Wahrung der Ueberparteilichkeit der Kirche um ihres Berufs willen. An sich hat sie die Parteien als notwendige, unentbehrliche Bestandteile des modernen Staates zu würdigen und auch den politischen Kampf, den um eigenen Anteil an der Staatsmacht, und die Unschädlichmachung des Gegners durch seine Zurückdrängung von der Macht, anzuerkennen; solcher Kampf kann mit gutem Gewissen um des Wohles des Ganzen willen geführt werden. Alle Zuhörer stimmten gewiß den Einschränkungen dieser Anerkennung zu: Parteileidenschaft, die den schöpfungsmäßigen Zusammenhang des ganzen Volkes mißachtet und dadurch die Politik im Kern ihres Wesens verdirbt und so den Volkszusammenhang gefährdet, macht es der Kirche zur Pflicht, Gegengewichte zu schaffen. Wir alle leiden unter der Gefahr des Parteiwesens, daß es uns ungerecht macht im Urteil über den Gegner und uns den eigenen guten Willen und die eigene Leistung überschätzen läßt. Es war wirklich nicht zu viel gesagt, wenn Cordes durch die ungeheuere Steigerung dieser Gefahren in der äußeren und inneren Not der Gegenwart alle sinnvolle Politik unseres Volkes gefährdet fand. Ebenso treffend war die Bestimmung der Aufgabe der kirchlichen Verkündigung, nicht die einzelnen Parteien zu kritisieren, wohl aber allen Parteien die Zusammengehörigkeit aller vor Gott, dem Richter und Begnadiger, ins Bewußtsein zu rufen. Nur muß bezweifelt werden, daß die Kirche genügende Gelegenheit findet, diese Gegengewichte in der Volksseele zu schaffen.

Endlich wandte sich die allmählich zu lange Erörterung dem Wirtschaftsleben zu: darin hat die Kirche die Grundsätze evangelischer Wirtschaftsethik geltend zu machen und gegen offenbare Einzelmißstände, die sich bei gutem Willen beheben lassen, zu protestieren. Und nun trat der Sozialpfarrer Cordes uns überzeugend entgegen, indem er als in der Gegenwart geforderte praktische Arbeiten der Kirche die materielle und geistige Fürsorge für Arbeitslose und die Mitarbeit im freiwilligen Arbeitsdienst und bei der Umsiedlung von Industriearbeitern aufs Land hinstellte. So sprach er schließlich wohl die allgemeine Ueberzeugung der Zuhörer aus, wenn er forderte: „Wie im politischen, so bleibt auch im wirtschaftlichen Leben der Gegenwart die Verkündigung des unverkürzten und unveränderten Evangeliums an Alle die wichtigste Aufgabe der Kirche; hier sind ihre mannigfachen Dienste zusammengefaßt. Nichts darf die Kirche tun, was die Erfüllung dieser Aufgabe irgendwie hemmen oder schädigen könnte." „In allem, im politischen wie im wirtschaftlichen Leben, ergeht an die Kirche — nicht nur an ihre Berufsarbeiter, sondern an alle Glieder der Kirche — die Forderung der Stunde: Arbeitet, kämpft, daß Gottes Wille geschehe!"

Rednerisch wirksamer, durchweg aktueller, mitreißender war das Korreferat des Oberschulrats Schlemmer (Berlin). Auch er ging aus von einer Begriffsbestimmung, aber nicht des Staates, sondern der Kirche. Er betonte den dreifachen Sinn des Wortes: als organisierte Landeskirche, als „evangelische Kirche" in der Gesamtheit des Protestantismus und als die „communio sanctorum", als irdische Verkörperung des Reiches Gottes. Für die Landeskirche ergab sich als Hauptaufgabe die unbedingte Neutralität in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht, was aber die ungehinderte Bewegungsfreiheit der Pfarrer in der Teilnahme am öffentlichen Leben nicht ausschließen dürfe. Wer dachte hier nicht an die viel beklagten Hemmungen, die dem öffentlichen Auftreten religiös-sozialer im Unterschied von nationalsozialistischen Pfarrern in den Weg gelegt sind! Die Leistungen des Gesamtprotestantismus gipfeln in seiner Frömmigkeit und seiner Theologie; bezüglich dieser Leistungen kann ich nur mit allem Nachdruck dem Urteil Schlemmers beipflichten: „beide sind leider zur Zeit wenig geeignet, auf die drängenden politischen und wirtschaftlichen Fragen eine wirklich maßgebliche Antwort zu finden". Wir dachten dabei notgedrungen an die dialektische Theologie mit ihrer Abweisung des Kulturprotestantismus, den sie unter Zorn und Gericht Gottes stellt, und ihre notwendige Vergleichgültigung des Kampfes um die Ueberwindung der sozialen Ungerechtigkeiten. Die Illustrationen, die der Redner seinem

klaren Grundsatz beifügte, waren unmittelbar durchschlagend. Der harten Kritik der Leistungen des Gesamtprotestantismus stellte Schlemmer als „um so entscheidender" den Glauben an das Reich Gottes gegenüber; „in seinem Lichte lösen sich allein alle Probleme, nicht im Sinne einer intellektuellen Klärung, sondern im Sinne einer letzten Weltumgestaltung und Welterneuerung". Auch Schlemmer lehnte energisch die Verkoppelung mit irgendeiner Partei ab, betonte aber zugleich, die Kirche dürfe Pfarrer, die parteipolitisch eingestellt seien, nicht abstoßen; ja, er ging so weit zu behaupten, es könne auf einer Kanzel ebensogut ein sozialistischer wie ein nationalsozialistischer Prediger reden, wenn er nur nicht statt des für alle geltenden Evangeliums parteipolitische Allotria treibe. Auch die Kirche als solche müsse immer das schöne Wort beherzigen: „daß dem Sünder jeder Christ ein barmherziger Richter ist". Starken Eindruck machte auch die Mahnung des Redners an diejenigen christlichen Gläubigen, die im Vordergrund des politischen und wirtschaftlichen Lebens stehen. Die Kirche müsse sich gerade auch denjenigen Parteien gegenüber distanzieren, die sich in ihrem Programm angeblich auf den Boden des Christentums stellen; denn es bestehe die Gefahr, daß bei einem Bündnis mit einer solchen Partei nicht die Partei erleuchtet, sondern die Kirche verdunkelt werde. Für allen Verkehr mit den Parteien müsse erste Grundbedingung einfache Anständigkeit sein; wer diese Anständigkeit nicht beachte, schade mehr der Kirche, als seine Korrektheit ihr helfe. Schließlich betonte Schlemmer noch den Begriff der Gemeinschaft, der in der Kirche zur Wirklichkeit werden müsse. Das führte ihn dann auf eine unerwartete, aber gewiß förderliche Beleuchtung der Bedeutung der Bünde, die in sich der Gemeinschaft des Glaubens, des Wirkens, der erziehenden Liebe zur Verwirklichung dienen; so werde mehr als durch die von hoch herab fordernde Predigt dem Evangelium zu Kraft und Geltung verholfen.

Eine lebhafte Diskussion lohnte die Referenten. Darin erfreute uns besonders die Beteiligung von Nichttheologen. Zuerst steuerte der Nationalökonom Heyde aus Kiel anregende Ergänzungen bei. So verwies er darauf, daß das Radio die Gemeinschaft, von der mit Recht so viel erwartet werde, erschüttere, das Auge in Auge mit dem Prediger. Er nannte dann den bisher mehr umschriebenen Nationalsozialismus, den er, auch wenn er sich noch so stark zu einem positiven Christentum bekenne, als wesenhaft gottfremd bezeichnete, weil er die Nation zum zentralen Wert des Lebens überhöhe. Sehr zu bedenken war auch seine Bemerkung, die Kirche sei ein zu schweres Instrument, als daß man mit ihr in die Tagespolemik hineingehen sollte. Unsere alte Freundin Elsbeth Krukenberg erinnerte dann an die Sektenbewegung, die neben der Kirche und ihrem Glauben hergeht und um ihrer Gemeinschaft willen mehr Beachtung verdient, als wir ihr zumeist schenken. Pfarrer i. R. Lehmann betonte wieder die Versäumnisse der Kirche bei Fragen der Wirtschaft und des Volkstums. Sein Sohn, Liz. Lehmann, teilte mehrere Beispiele mit für die Anmaßung, mit der der Nationalsozialismus selbst auf die leiseste Distanzierung reagiere. Weil er in einer Predigt gesagt hatte, man dürfe Menschen nicht vergöttern, wurde ihm vorgeworfen, daß er auf der Kanzel Politik treibe. Einem anderen Pfarrer wurde der gleiche Vorwurf wegen der Bemerkung gemacht, der Christ müsse auch im Gegner den Bruder sehen! Nachdem unser früherer Generalsekretär Voelter (Zuffenhausen) sich energisch für die Ueberparteilichkeit der Kirche ausgesprochen, stellte sein Landsmann Esenwein die Frage: Warum wenden sich nicht unsere evangelischen Christen in der NSDAP gegen die Politik der blutmäßigen Rachsucht, gegen das „Köpfe rollen", Dinge, die unvereinbar sind mit dem Standpunkt der evangelischen Christen? Wiederum betonte unser Generalsekretär Herz, die Kirche habe ihre Macht weder nach links noch nach rechts in die Wagschale zu werfen. Wenn sie es einmal tat, habe sie immer Schaden gelitten. Die Kirche habe keine Macht- und keine Kampfaufgabe, sondern eine erzieherische Aufgabe, müsse darum überparteilich sein.

Ich muß es mir versagen, die Aeußerungen anderer alter Freunde, wie Planck (Ludwigsburg), Paul Jaeger (Freiburg), Sozialpfarrer Menn mitzuteilen. Ich möchte nur noch aus dem interessanten Bericht der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 372) die durchaus zutreffende Feststellung mitteilen, daß natürlich von den hier ausgesprochenen Voraussetzungen aus die Behandlung kritisch betrachtet wurde, die der Fall Eckert durch die badische Kirchenbehörde erfahren hat. Wie sehr aber der Evangelisch-soziale Kongreß noch innere Haltung besitze, habe die weitgehende Uebereinstimmung in der grundsätzlichen Beurteilung des Nationalsozialismus gezeigt. Wenn auch Titius' Eröffnungsrede in dem neuen Sozialismus, der national sei, ein Moment der Hoffnung erblickte, so habe er doch hinzugefügt, man müsse diese Jugend an die Kandare nehmen; sie solle nicht die Führung, sondern die Kraft hergeben; der Ausgangspunkt, von dem aus dies gesagt wurde, war auch bei Titius Ablehnung, und diese Ablehnung wurde von allen Rednern, die sich dazu äußerten, geteilt, und zwar deshalb, weil Nation und Staat nicht als höchster Wert gesetzt, nicht verabsolutiert werden dürfen, wie es der Nationalsozialismus tue. Nur über den Grad der Distanzierung der Kirche von dieser Partei, nicht über diese Distanzierung selbst, können innerhalb des Kongresses die Meinungen auseinandergehen.

Man sieht aus dieser Diskussion, wie stark der Kongreß in die politischen Gegenwartskämpfe eingetaucht ist, worin wir gewiß keinen Schaden erkennen können, so lange er sein Hauptgebiet in der Sozialethik des Evangeliums findet und festhält.

3

Der öffentliche Volksabend im großen Festhallesaal wies dieselbe überaus große Beteiligung der evangelischen Gemeinde auf, die wir im Allgemeinen feststellen konnten. Der Vorsitzende des Ortsausschusses Seufert erklärte die Absicht dieser Veranstaltung als Ruf an die Alten und die Jungen, sich zu besinnen auf evangelisch-soziale Gemeinschaft. Er lehnte die Auffassung ab, als ob es sich um ein Fest handle und betonte sehr wirksam die Arbeit, die hier geleistet werden solle, um im ernsten Ringen die Wahrheit unsrer Lage und Not zu ermitteln und Klarheit zu schaffen, aus der nachher der Wille Antrieb empfange. Der in unsern Kreisen viel angefochtene Kirchenpräsident D. Wurth überraschte uns durch eine überaus freundliche Begrüßung, die er zugleich im Namen des Präsidenten des deutschen evangelischen Kirchenbundes aussprach. Wir stünden in einer sozial gestörten, ja vielfach zerstörten Welt, in der sich die Gegensätze so fürchterlich stoßen und deren Nöte immer unerträglicher werden. Ein Prozeß der Umgestaltung bringe Massen an den Rand der Verzweiflung und bedrohe Völker bis hin zum Untergang. Davon bleibe auch die evangelische Kirche nicht unberührt; denn das Evangelium sei bis in seine Wurzeln hinein sozial umgestaltend. So wünschte Wurth dem Kongreß, Gedanken und Richtlinien zu finden für Familie, Gemeinde, deutsches Volk und nicht zuletzt für unsere evangelische Kirche. Sehr gut ergänzte der Oberbürgermeister Finter diese Begrüßung durch Hinweis auf die wesentliche Veränderung der Lage Karlsruhes seit 1900. Baden leide unter der Krise durch die Lostrennung von Elsaß-Lothringen intensiv. Ein Drittel der Bevölkerung müsse feiern. Angesichts des Parteistreites über die Ursachen der Krise sei ein Kongreß zu begrüßen, der eine unparteiische Prüfung der Lage verspreche. Gern hörten wir Alle die Ausführung, daß die Nöte der Zeit nicht lediglich auf äußeren Ursachen, auf mechanischer Störung der Güterverteilung beruhen, ihre Wurzeln vielmehr in das Gebiet der Ethik hinabreichen. Darum sei Entwicklung von Normen unseres sozialen Lebens aus der kirchlichen Sitte heraus nötig. Kurz nur möchte ich berichten über die Mitteilungen des Generalsekretärs Herz über die gewohnten offiziellen Begrüßungen des Kongresses seitens der Reichs- und Landesbehörden und der eingeladenen Organisationen der Land- und Industriewirtschaft und des uns stets sympathisch begegnenden Bundes der Bodenreformer. Die Entsendung von Teilnehmern der badischen Hochschulen wurde konstatiert; im übrigen schwiegen sie sich bei den Verhandlungen aus. Gewiß ist auch die Teilnahme von Vertretern des Bundes deutscher Jugend-, des Gesamtverbandes deutscher Arbeitervereine, der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände und sämtlicher Gewerkschaftsrichtungen dankbar zu begrüßen; aber es muß ausgesprochen werden, daß abgesehen von zwei Arbeitervereinssekretären von den uns wichtigsten Repräsentanten der Wirtschaft keiner sich gedrungen fühlte, sich an unserer Arbeit zu beteiligen.

Es war mir nicht leicht, bei dieser Begrüßungsversammlung die Hauptrede zu halten; ich stand zu sehr unter dem Druck der verzweifelten politischen Lage, um eine freudig begeisternde Rede zu halten über „Pfingstgeist, Einmütigkeit eines leidenden Volkes, Sozialismus und Nationalgeist", wie ich mir vorgenommen. Der Rückblick auf die Tagung vor 32 Jahren, auf der ich einen Vortrag gehalten hatte, drängte eine zu niederschlagende Empfindung auf: damals, angesichts unserer ansteigenden Weltgeltung und Weltwirtschaft Fortschrittszuversicht, heute tiefste Depression der Weltgeltung und der Wirtschaft Deutschlands. Nach dem Erlebnis der Unfähigkeit des Hochkapitalismus, der völligen Zersetzung der Weltwirtschaft zu

steuern, ja des drohenden Abbaus der Weltwirtschaft, bei der in der Tat sich aufdrängenden Möglichkeit, daß die mit dem individualistischen Protestantismus in der Wurzel verwachsene Privatwirtschaft durch Plan- und Gemeinwirtschaft abgelöst wird, kann man sich wahrlich nicht wundern, wenn das in der Tiefe erschütterte Volk auch den Verhandlungen über das Ende der Tributknechtschaft Deutschlands in Lausanne zumeist ungläubig entgegenschaut. Um so nötiger wäre die dem Pfingstgeist entsprechende Einmütigkeit dieses leidenden Volkes zu seiner Selbstbehauptung. Einmütig müßte es zumal sein in der Ablehnung des da und dort angedrohten Abbaus der sozialen Versicherungen und der Arbeiterrechte, des Arbeiterkoalitionsrechts und der Tarifpolitik. Solcher Abbau wäre geradezu ein Verbrechen an unserm bei der untersten Grenze des Existenzminimums angelangten Proletariat, in das mehr und mehr auch der Mittelstand hinabsinkt. Freilich müsse im Einzelnen um der Erhaltung der Wirtschaftlichkeit willen Vieles an dieser Sozialversicherung geändert werden. Das bedenklichste an unserer Gesamtlage fand ich in dem völligen Fehlen der Einmütigkeit in unserm leidenden Volk. Wir müssen uns klar machen, daß die nur zu verständlichen Haß- und Protestgefühle gegenüber den Siegern von Versailles in Haß- und Protestgefühle gegenüber andersdenkenden Volksgenossen umgeschlagen, daß die Spannung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen Anhängern des alten und des neuen „Systems", auch zwischen konfessionellen und konfessionslosen Volksgenossen sehr viel unversöhnlicher geworden ist. Auch von der evangelischen Kirche her scheint keine Stärkung der Einmütigkeit des leidenden Volkes erwartet werden zu dürfen. Aus demselben Stimmungsgebiet der Nachkriegsenttäuschung, aus dem der Nationalsozialismus entstand, ist die dialektische Theologie erwachsen. Sie kämpft schroff gegen den liberalen, kritisch und geschichtlich denkenden Kulturprotestantismus, wie er in den großen Führern unseres Kongresses Harnack und Naumann verkörpert war. Solcher Kampf bedroht die Einigkeit des protestantischen Volkes im Eintreten für eine entschiedene Sozialreform, ohne die unsre Kirche als Volkskirche sich nicht behaupten kann. Ich konnte mir in diesem Zusammenhang nicht versagen, auf dem badischen Kirchenboden mit großem Nachdruck zu betonen, daß die Sowjet- und Gottlosenbewegung, wie Paul Jäger gerade in dem „Karlsruher Tagblatt" festgestellt hatte, nicht durch eine Notverordnung und polizeiliche Maßnahmen bekämpft werden kann, sondern nur durch einen mit dem freien, innerlichen Protestantismus geeinten Sozialismus, weshalb wir, wie der Kongreß 1916 getan, bei aller Ueberzeugung von wesentlicher Zusammengehörigkeit der Privatwirtschaft mit dem auf Reife der Einzelpersönlichkeit gestellten Protestantismus, doch die Heranziehung der Religiös-Sozialen an den Dienst unsrer Volkskirche verlangen müssen. So können wir es nur beklagen, daß Eckert sich seinen volkskirchlichen Freunden entzogen und den Kommunisten zugewandt hat in der Utopie, daß er als Einzelner den Kommunisten, denen die Religion höchstens eine Privatsache gewesen sei, eine andere Einstellung zur Religion beibringen könne. Ein das Proletariat als vollauf gleichberechtigten Teil der Nation einschließender Nationalgeist, ein aus der evangelischen Kultur- und Staatsfreudigkeit erwachsender Trieb sozialer Gerechtigkeit, eine volle Offenheit für mögliche bis auf den Grund dringende Umstellung der Weltwirtschaft ist mehr als je die Forderung der Stunde. So schloß ich meine zumeist mit Beifall, von einigen Hörern mißfällig aufgenommenen Bekenntnisse mit dem Wunsch: Möchte ein reiner, mutiger, einmütiger Pfingstgeist unsern Kongreß zur Lösung der unentrinnbaren Probleme befähigen, die uns Gott in dieser Weltkrise vor die Tür und auf die Seele gelegt hat!

Es ist mir nicht möglich, den „Ruf an die Jugend", den Pfarrer Maas (Heidelberg) hierauf in überaus frischer, die Jugend gewiß mitreißender Form ergehen ließ, eingehend wiederzugeben. So sympathisch mir nämlich der „Bund deutscher Jugendvereine" ist, von dem Maas sagte, daß der Straßburger Kongreß zu seiner Gründung den Anstoß gegeben, und an den er seine feinen und kräftigen Mahnungen richtete, so kann ich doch nicht finden, daß der Vortrag auf einen Evangelisch-sozialen Kongreß gehörte. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß er nicht im Rahmen der durch die ungemein starken Chorvorträge der Kirchenchöre und das meisterhafte Orgelspiel Poppens umsäumten Abendfeier seinen Wert gehabt hätte.

4

Am Donnerstag erreichte der Kongreß dann, wie allgemein empfunden wurde, seinen Höhepunkt in dem Referat des Professors von Beckerath aus Bonn über Wirtschafts- und Sozialpolitik. Ich habe selten einen so wertvollen, durch Wahrheitsmut und unerbittlichen Wirklichkeitssinn ausgezeichneten, dabei vorzüglich stilisierten Vortrag auf einem Kongreß gehört. Man hatte mir nach Kenntnisnahme der Skizze des Vortrags angekündigt, daß er mich zu starkem Widerspruch reizen würde. Der Widerspruch verging mir aber bei der überzeugenden Klarheit und Folgerichtigkeit der Ausführungen; nur die Frage blieb, ob die politische Lage, die der Redner als gegeben annahm, sehr im Unterschied von dem Brüningschen Worte von den „100 Metern vor dem Ziel", notwendigerweise so ganz düster gesehen werden müsse. Er führte aus, daß heute an die Sozialpolitik ein anderer Maßstab angelegt werden müsse als früher. In der Vorkriegszeit sei sie wesentlich zur Hebung der Arbeiterklasse im Rahmen des kapitalistischen Wirtschaftssystems getrieben worden, nach dem Kriege zeitweilig auf eine Umgestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Sinne der Klassenideale und Klasseninteressen der Arbeiterschaft gerichtet gewesen, heute aber stünden wir vor einer Situation, in der es sich nicht um Umwandlung des Wirtschaftssystems, auch nicht um Förderung von Klassenzielen handeln könne, sondern in der die Volkswirtschaft im Zusammenhang mit der Weltwirtschaft vor der Gefahr des Zusammenbruchs stünde und im Interesse aller Klassen mit allen Mitteln aufrechterhalten werden müsse. Das aber erschien dem Redner nicht möglich ohne ungeheure Leiden und katastrophale Uebergänge im jetzigen Augenblick, da nun einmal die zerrissene und zerfallene Weltwirtschaft wieder aufgerichtet werden müsse. Das sei aber nicht nur Aufgabe der Wirtschaft, sondern in erster Linie Aufgabe der Politik und insofern sei Außenpolitik heute auch Sozialpolitik. Und nun die entscheidende Behauptung: „Diese Außenpolitik muß heute, ganz gleich welches die grundsätzliche Einstellung zur Frage des Kollektivismus und zur Frage der Autarkie ist, von einer Wirtschaftspolitik unterstützt werden, die zunächst auf Wiederherstellung des liberalen Wirtschaftssystems gerichtet ist, mit dem im jetzigen Augenblick allein die Weltwirtschaft wieder hergestellt werden kann." Und nun die anscheinend unausweichliche Konsequenz: „Diesem Postulat muß sich heute auch die Sozialpolitik unterordnen, vor allem insofern, daß die durch die staatliche Lohnbeeinflussung und durch das Uebermaß staatlicher Eingriffe bewirkte Höhe und Starrheit der Unkosten und die Entmutigung und mangelnde Orientierungsfähigkeit der Privatwirtschaft beseitigt wird." Der Versuch, auf dem Wege der staatlichen Interventionen unter weiterer Anspannung der schon überdrehten Steuerschraube fortzufahren, müsse wie zum wirtschaftlichen, so zum sozialpolitischen Fehlschlag führen. Augenblicklich lese ich in Zürich aus der Feder entscheidender Wirtschaftsführer dieselbe bei uns Freunden der Arbeiterschaft höchst unpopuläre Feststellung, die Beckerath uns vortrug: Auch Maßnahmen zum Zweck der auf die Dauer durchaus notwendigen Verstärkung der innerwirtschaftlichen Faktoren, besonders zur Wiederhochbringung der Landwirtschaft, sind nur durchführbar und erfolgversprechend im Rahmen einer solchen allgemeinen Wirtschaftspolitik und besonders Zollpolitik, bei der die Exportinteressen geschont werden. Nicht Ankurbelung der Wirtschaft durch Investitionen von zweifelhaftestem wirtschaftlichen Ertrag, sondern Wiederherstellung ihrer Beweglichkeit und Verstärkung ihrer Konkurrenzfähigkeit durch Senkung der Soziallasten und Steuern, besonders bei dem produktiven Teil der Wirtschaft, und durch Verstärkung der Bildung flüssigen Kapitals ist jetzt das wirtschaftlich Entscheidende.

Und nun erhob sich der Vortragende zur vollen Höhe des unerbittlichen Wahrheitsmutes: „Das ist ohne große Opfer in den sozialen Diensten, namentlich bei der Arbeiterversicherung, nicht zu erreichen. Werden diese Opfer aber nicht rechtzeitig gebracht, so stehen wir vor der Gefahr des völligen Zusammenbruchs des einzigartigen deutschen Sozialversicherungssystems, und mit ihr des Zusammenbruchs unserer kommunalen und Staatsfinanzen und schließlich unserer Währung. Die Opfer, die hier gebracht werden müssen, sind nicht nur für den Fall der Wiederaufrichtung der Weltwirtschaft notwendig. Im entgegengesetzten Falle sind sie es erst recht; denn dann wird nur unter äußerster Einschränkung das deutsche Volk und der deutsche Staat vor dem Allerschlimmsten bewahrt werden können. Wie die Wirtschaftspolitik muß heute die Sozialpolitik nicht im Zeichen des Fortschritts, sondern im Zeichen der Verteidigung wesentlicher Errungenschaften geführt werden. Im allgemeinen Niedergang eine Klasse fördern zu wollen, führt zur Zerstörung aller übrigen und damit letzten Endes

zum Verderb der begünstigten Klasse selbst. Nur eine auf das gesamte Volksinteresse solidarisch eingestellte Wirtschafts- und Sozialpolitik kann Deutschland retten."

Wir sind bei dieser Wiedergabe des Beckerathschen Referats seiner eigenen Skizze gefolgt. Wir möchten sie, um verständlich zu machen, wie der erschütternde Ernst dieser Darlegung meine am Abend zuvor betonte Warnung vor dem Abbau der Sozialversicherungen zurückdrängen konnte, ergänzen durch einige nähere Ausführungen, die richtig der Referent der Frankfurter Zeitung festgehalten hat: die Gefahr des völligen Zusammenbruchs kann nur dann gebannt werden, wenn sich Deutschland bis zu dem Zeitpunkt der Wiederaufrichtung der Weltwirtschaft, auf dessen schnellen Eintritt noch keineswegs gerechnet werden kann, wirtschaftlich aufrechterhält. Damit wir uns solange halten können, bezeichnet es Beckerath als erforderlich, daß das deutsche Volk vorübergehend Entbehrungen härtester Art auf sich nimmt, daß die sozialen Leistungen in dieser Zeit weiter scharf eingeschränkt und nur in ihrem Kern in eine bessere Zukunft hinübergerettet werden. Er hält solche furchtbaren Einschränkungen deshalb für unausweichlich, weil, wenn wir nicht durchhalten, die Möglichkeit besteht, daß die Weltwirtschaft sich irgendwie wieder neu ordnet, ohne daß wir dabei sind und uns einschalten können. Erst später werden wir dann an die Frage herantreten können: wie läßt sich zwischen dem tatsächlichen wirtschaftlichen Zustand und unserm gesellschaftlichen Ideal die verloren gegangene Uebereinstimmung wieder herstellen?

Die Korreferentin, Gertrud Bäumer, suchte nun, ohne daß sie wagte, diese Darstellung der tatsächlichen Lage zu korrigieren, positiv die Rettung der Sozialpolitik durch diesen Engpaß hindurch zu führen. Mit der dieser hervorragenden Frau eigenen Begriffsschärfe stellte sie ihren praktischen Vorschlägen eine prinzipielle Erörterung des eigentlichen Sinnes der Sozialpolitik voran und wies die Umwandlung auf, die dieser Sinn von der früheren zur heutigen Generation erfahren hat. Früher war Sozialpolitik im wesentlichen eine Korrektur des geltenden kapitalistischen Systems, dessen „Eigengesetzlichkeit" man anerkannte, das man in der Hauptsache sich selbst überließ, dessen Widerstreit gegen die Gewissensbedenken sozialer Gerechtigkeitsforderungen man im einzelnen zu beheben suchte. So war die Sozialpolitik nach der alten Auffassung eine Korrektur der Wirtschaft, wo diese drohte, volkszerstörend zu wirken. Der Kampf um die Sozialpolitik war immer ein Grenzkampf zwischen den Aufgaben des Staates und der Wirtschaft. Frau Bäumer betonte dabei, daß die Sozialpolitik auch der Wirtschaft große Dienste geleistet habe, da sie die Arbeitskräfte, ihr mächtigstes Kapital, gesund und kräftig erhalten hat für den Konkurrenzkampf der deutschen mit der fremden Produktion. Jener stellte sie dann die heutige Auffassung der Sozialpolitik gegenüber, die nicht mehr Korrektur, sondern konstruktives Element der Wirtschaftspolitik selbst, Sicherung der gesellschaftlichen Zwecke durch die Wirtschaftspolitik selbst, „Herstellung der Gemeinschaftsreife in der Wirtschaft" sein will. Solche Sozialpolitik kann auch in schweren Notzeiten nicht dem Abbau verfallen; sie ist im Gegenteil dann notwendiger als je. Je schlimmer die Entbehrungen sind, die man dem Volke auferlegen muß, um so notwendiger wird es sein, das, was wirtschaftlich unvermeidbar ist, auch psychologisch erträglich zu machen: das Minus an materiellen Leistungen muß kompensiert werden durch um so strengere Gerechtigkeit, durch ein erhöhtes Maß von „seelischen Vitaminen". So gehöre heute Sozialpolitik zum Fundament der Volkswirtschaft, weil sie wichtig sei für das wirtschaftliche und seelische Leben des Volkes. Die Kreise mit religiös-sittlicher Einstellung hätten mehr als je die Pflicht, sich der sozialen Aufgaben anzunehmen. Man könne überzeugt davon sein, daß unser Volk durch einen Engpaß der Not hindurchgehen müsse, um sich zu behaupten; aber es bleibe die Aufgabe, das Bewußtsein der Solidarität unseres Volkes mit aller Ueberzeugungskraft zu pflegen.

Dann wandte sich die Rednerin einer sehr klugen und fruchtbaren Kritik der geltenden Sozialpolitik zu. Sie sprach sich scharf gegen die Schematisierung der Arbeitsbeschaffung durch die Arbeitsämter aus. Sie scheute sich nicht zu behaupten, daß wir es nur der Schwarzarbeit zu verdanken hätten, daß wir gut durch den Winter gekommen seien. Das heutige System der Arbeitsnachweise müsse ersetzt werden durch ein weniger starres System. Heute werde das zweckmäßige Zusammenleben von Familien geradezu verhindert. Eine Vereinheitlichung von Arbeitslosenversicherung, Krisen- und Wohlfahrtsversicherung würde sicher bessere Erfolge haben als das heutige System. Der aus politischen Gründen konstruierte Apparat sei den Bedürfnissen in keiner Weise gewachsen. Vor allem sehe man das an der Behandlung der arbeitslosen Jugend. Man habe es weithin versäumt, das seelische Problem der Jugendfürsorge richtig zu behandeln und lebendig anzufassen. Durch zweckmäßigere Organisation und Ueberwindung von Schematismus könne man auch heute noch viel mehr leisten für die Jugend und ihr kommendes wirtschaftliches Schicksal.

Ohne darum auf das bedenkliche Problem der Senkung der Löhne und Soziallasten einzugehen, zog die beredte Rednerin wohl uns alle in ihr Schlußverlangen hinein: Alles müsse zusammengeführt werden in dem Willen, daß Wirtschaft und Politik sich mehr als bisher einstellen auf die Existenz des Volkes als Volksganzes und die Erhaltung seiner seelischen und sittlichen Kräfte.

Die recht ergiebige Diskussion, in die 12 Redner, nicht bloß, aber meist Theologen, eingriffen, kann hier nur ganz knapp wiedergegeben werden. Sie begann mit einer ergreifenden Werbung unseres Saarländer Freundes Alsberg für ein tragendes Mitfühlen der wirtschaftlichen und noch mehr nationalen und sittlichen Not des durch französische Intrigen und Vortäuschungen von wirtschaftlichen Vergünstigungen bedrohten Saarvolkes. Dann erklärte ich meine warme Dankbarkeit für die harten Wahrheiten Beckeraths, bezweifelte nur, daß das Existenzminimum noch weiter unterschritten werden könne. Die Frage der psychologischen Belastungsgrenze wurde besonders auch von Seiten der christlichen Arbeitersekretäre erörtert. Es wurde die Frage gestellt: Werden denn von der Gegenseite die Opfer gebracht, die allein das von Frau Bäumer verlangte Solidaritätsbewußtsein stützen können? Ist nicht das Elend schon so groß, daß man das Volk mit weiteren Einschränkungen in die Revolution treibt? Müssen wir nicht den Menschen, wenn sie sich weitere Verelendung gefallen lassen sollen, zum mindesten einen Ausblick in bessere Zukunft bieten? Besonders eindrucksam war die Erklärung des Karlsruher sozialistischen Pfarrers Kappes, daß ein solcher Ausblick nur vom sozialistischen Standpunkt aus gegeben werden könne. Aber überzeugend wirkte dann wohl auf die Meisten die Antwort, die v. Beckerath in seinem Schlußwort hierauf gab: daß, ganz gleich, ob man prinzipiell Anhänger des Sozialismus oder Kapitalismus sei, im Augenblick jedenfalls nur eine Wirtschaftspolitik möglich sei, die auf die Erhaltung der kapitalistischen Wirtschaft gerichtet sei und die vor allem anderen der notwendigen Wiederherstellung der Weltwirtschaft und der internationalen Zusammenarbeit dienen könne.

Damit endeten die Verhandlungen des Karlsruher Evangelisch-Sozialen Kongresses in dem entschlossenen Wirklichkeitssinn, zu dem unser evangelisches Kirchenvolk zu erziehen eine der Hauptaufgaben unseres Kongresses ist. Hätte der Kongreß zwei Wochen später getagt, dann würde er wohl nicht umhin gekonnt haben, einen furchtlosen Protest einzulegen gegen das neue Regierungsprogramm, das trotz seiner betonten Christlichkeit jede Spur sozialpolitischen Verpflichtungsbewußtseins gegenüber unserem an steigender Arbeitslosigkeit leidenden Volk, alle Solidarität mit dem arbeitenden Volk vermissen läßt.*)

Kiel, z. Z. Zürich Otto Baumgarten

Hans Heinrich Ehrler

Hans Heinrich Ehrler[1]) ist ein Einsamer unter den Dichtern wie auch unter den Menschen — wenn auch kein Abgesonderter. Er liebt das Leben zu sehr, er hat die Verhältnisse des Daseins zu tief innerlich erkannt, um sich je wieder leichthin zerstreuen und im Vielerlei verlieren zu können. Es ist soviel Andacht in seinem Leben, soviel gütige Hinwendung, daß die

*) Der Verhandlungsbericht dieses Kongresses erscheint baldigst bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen; von da sind auch die der gehaltvollen Tagungen des Kongresses aus den letzten Jahren (1931 Duisburg, 1930 Breslau) zu beziehen.

[1]) Hans Heinrich Ehrler ist am 7. Juli 1872 als Sohn eines Wachsziehers geboren. Er besuchte Gymnasium und Hochschule, war 13 Jahre Redakteur und schrieb dann sein erstes Werk. Gegenwärtig lebt er in aller Stille und Zurückgezogenheit in Waldenbuch bei Stuttgart.

Einsamkeit, die keine Vereinsamung ist, reich werden mußte und — wie mir scheint — durch mancherlei Bedrängtheiten und Krankheiten letzter Zeit ganz gewiß und vor allem nicht ärmer. Die Erkenntnis des unendlich-urewigen Prinzips in der Welt und des andern, der Liebe zum Nächsten, zum Bruder (zum Tier, zur Pflanze, zu jeglichem Geschöpf) bedingen einander, so daß eins ohne das andere nicht sein kann und ist.

Der nun 60jährige Dichter wird wohl am besten erkannt in seinem letzterschienenen Werk: „Die Frist". Es wird einem gereiften Mann vom Arzt auf Grund eines Herzleidens die baldige sichere Sterbestunde vorausgesagt, und die Monate dieses Erlebens vor der dunklen Wand des Todes werden in ihren inneren wie äußeren Erregungen, Erlebnissen und Spannungen dargestellt und gestaltet, meist tagebuchartig und eben doch so handlungsreich, daß das Buch mehr ist als Philosophie und wiederum so eindringlich, daß es sich in seinem lebendig-religiösen Wesen wie eine Bekenntnisschrift anmutet, insofern nämlich, als man es wohl in der Vibration des Ganzen und vieler Einzelheiten wie aus dem Inneren erspürt, daß das Dargestellte auch in den äußeren Tatsächlichkeiten erlebt sein muß.

In das Innenwesen dieses Buches münden die Bäche, Flüsse und Ströme des gesamten Ehrlerschen Schaffens. Es trägt die früheren Bücher alle in sich und in der Bewegtheit des Geschehens, des gründenden Denkens und sinnigen Betrachtens sind ihre Begebnisse und Gestalten immer wieder erkennbar. Das erweist einerseits das Organische des menschlich-dichterischen Werdens; andererseits verursacht diese Tatsache beim Leser ein besonders inniges Vertrautsein mit den vielgestaltig immer neu erlebten Wesenseigentümlichkeiten des Dichters — ein Gefühl heimatlicher Behütung, so, als spräche je und dann eine gute Stimme: Du bist eingeschlossen. Auch du bist gemeint. Denn mein Leid ist aller Leid, und indem ich von der Seele des Menschen und ihren Schicksalen spreche, meine ich jede Seele und alle Seelen zugleich.

Ich spreche hier bereits von der überaus starken Wirkung der Ehrlerschen Bücher. Sie rufen nicht an und rufen nicht auf — aber sie zwingen! Sie bohren sich in die Seelen ein. Und sie durchleuchten den Lesenden wie aus sich selbst. Er liest, so er nur genug Hingebung hat, immer nur sich selbst — und indem das so ist, gestalten sich ihm Welt und Leben, Seele und Landschaft, so daß man von dem doppelten Interesse sprechen könnte, das im Grunde eines ist, nämlich in der Problematik des Seelischen selbst, das hier in einer besonderen Weise Wirklichkeit wird. Vielleicht ist es gar nicht übertrieben, festzustellen, daß es sich selbst auch in den Novellen: „Elisabeths Opferung" und „Der Hof des Patrizierhauses" um bewußtgewordenes inneres Leben handelt, das in irgendeiner Umwelt realisiert oder symbolisiert wurde. Zum mindesten regten den Dichter die psychologischen Verhältnisse an, nicht zuletzt auch die besonderen unerklärbaren Zusammenhänge, scheinbare Zufälligkeiten, die irgendwie in Verbindung verborgener Gesetzmäßigkeiten stehen. Man könnte auch in diesem Gedankengang von dem Unmittelbaren der Ehrlerschen Dichtung sprechen, das sich schließlich sogar in der Form äußert. Es ist schon möglich, daß die Briefform des Romans „Briefe vom Lande" den wirklichen Verhältnissen entspricht und daß auch die „Briefe aus meinem Kloster" nicht fingiert sind. Ehrler gestaltet offenbar fast immer sein eigenstes Leben, und es mag ein Wort über die Tiefe und Weite seiner Lebensgrundlage sein, wenn ich den objektiven Wert seiner Dichtung hervorhebe. Der objektive Wert liegt in der Wahrheit. Es sind Wenige, die das innere Werden des Jünglings so erfassen und so konzentriert und doch wieder so schönheitvoll und groß, so vielfältig farbig und lebendig darstellen! Ehrler weiß, daß es Abgründe gibt, und er weiß, wie es in den Abgründen ist! Aber er weiß auch die Schönheit einer Blume und einer und vor allem seiner heimatlichen schwäbischen Landschaft. Wer selbst mit den Dämonen ringt und immer zu ringen hat — ihm ist ja immer noch die besondere Gnade des göttlichen Schauens geschenkt; denn er liebt um so viel mehr das Licht! Ja — viel Licht schenkt uns dieser Dichter, und sein lichtvollstes Buch (wie kann es anders sein!) hat auch ihm der Tod geschenkt!

Denn diese „Frist" bedeutet ein Wandeln und Verwandeln ins Licht! Ein Weg in die Einheit der Seele aus der Zersplitterung des Scheins, des zerstreuend-Sinnenhaften! „Die Welt ist wieder ganz. Wie dem Kind." — „Alles bedeutet mehr als es ist." — „Ich bin hingegeben und habe mich empfangen." — Dieses Leben mit und in dem Tode ist schließlich die Ueberwindung des Todes, nicht in irgendeinem system-philosophischen Sinn, sondern tatsächlich in der Aktualisierung der Seele. In der Seele ist das tiefe Wissen über alles Erkennen hinaus: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort. Dann aber von Angesicht zu Angesicht." Und was hier in dem erzählenden Buch, das von manchen Episoden verschönt und bereichert und von der Liebe zu „Marianne" wunderbar durchklärt wird, grundlegend ist:

„Zerfall + X = Aufbau
Tod + X = Leben" —

das ist der Inhalt des philosophischen Werkes: „Das Gesetz der Liebe". In seinen Beweisführungen interessant, in seinen Darstellungen der Philosophien des Altertums, der Religionen der Völker überaus reich, in seiner Sprache lebendig und klar, ist sein besonderes Erlebnis aber der Sieg der urchristlichen Idee, das Hell- und Hellerwerden der christlichen Liebesidee, die Behauptung und der Beweis ihrer Endgültigkeit. „Wenn die Christenheit ihr Geistesauge aufschlägt und ihr Gebot erkennt, welches nichts ist als das Gesetz der Liebe, so kann es nicht fehlen, daß wenigstens von dieser umgrenzten Hoffnung sich ein beschränkter Teil verwirkliche. Lasset uns nüchtern sein und dienen! ... Das Gesetz der Liebe ist kanonisch. Seien wir getrost: Es wirkt!" Man möchte dies Buch in vielen Händen wissen, um der Klärung willen, die es bringt — und eine Darstellung etwa des „Franziskus" würde, vom Grundgedanken noch abgesehen, für sich selbst Bedeutung haben und vielen eine Freude sein. Aber es sei auch das Buch „Meine Fahrt nach Berlin" nicht vergessen. In mancher Hinsicht spiegelt sich das gegenwärtige Leben nicht nur in der Seele dieses stillen Menschen, der nicht ohne Humor ist (Humor und Heiterkeit sind Eigenschaften des ewigkeitlichen Menschen), sondern dies gütige Schauen und Betrachten des gegenwärtigen zivilisatorischen Wesens ist in manchem Sinn ein bedeutungsvolles Gericht.

In Ehrlers Gedicht „Hölderlin und das Kruzifix zu Maulbronn" stehen die Verse:

Horche, auch unsere Quellen rauschen lebendig vom Berge,
daß unser Ohr ihnen lauscht offen hinein bis ins Herz.
Zärtlich von silberner Wolke neiget sich nieder der Aether,
Sänftigend dieses Herz gleich wie die Blumen die Flur.
Und unser Mund fragt nach Wegen zum heilig verborgenen Haine —
Denn alles Himmlische war einstens auf Erden zu Gast ...

Man könnte sagen, daß es Ehrlers Beruf war, dies Himmlische auf Erden aus der Verdunkelung ans Licht zu holen. Denn es ist eins mit allem Irdischen, und wer es zu wecken vermag, der ist wahrhaft ein Dichter.

Raubt ein lebendiges Grab ihm seinen Tag,
Den Sonnenstaub vermauert keine Hand ...

Denn alles „Himmlische" ist nichtsdestoweniger der Seele Tatsächlichkeit; und so gewiß Hans Heinrich Ehrler diese seine Bücher nicht hätte schreiben können, ohne im verfeinerten Sinne Psychologe zu sein, dem vor allem das Kindliche, Jugendliche, Jünglinghafte, das Werdende überhaupt, das in weitester und tiefer Begründung Naturhafte naheliegt, so ist es im Ganzen doch die Inbrunst seiner religiösen Bestimmtheit, der wir sein Werk verdanken. „Religiös" aber ist er in der großen Freiheit, die mit dem kostbaren Wort bezeichnet ist, das der alte Pfarrer dem jungen Lernenden sagt und das über der ganzen Dichtung Ehrlers stehen kann:

„Ich gebe dich der Natur!" [2])

Drevenack Erich Bockemühl

[2]) Sämtliche Bücher im Verlag Albert Langen-Georg Müller (wo auch ein neues Gedichtbuch gerade erscheint), mit Ausnahme der beiden: „Das Gesetz der Liebe" und die Gedichtsammlung „Gesicht und Antlitz", die bei Leopold Klotz erschienen sind.

Das Heidelberger Bachfest

Der größte Leipziger Thomaskantor, den Nathan Söderblom einmal mit einem geistreichen Wort den „fünften Evangelisten" genannt hat, wird heute vor allem durch die kleinen und großen Musikfeste der Neuen Bach-Gesellschaft der deutschen Christenheit und der internationalen Kunstwelt nähergebracht. Gewiß ist die Zeit nicht aufs Festefeiern im flachen Wortsinn eingestellt. Aber während ein hie und da in andere Konzertprogramme eingestelltes Werk von Johann Sebastian Bach leicht altertümlich und in seiner herben Größe abstandfordernd wirkt, besteht durch geschlossene Vortragsfolgen solches Sonderfestes, bei dem sich obendrein die geeignetsten Interpreten leichter zusammenrufen lassen, die Möglichkeit, einer eigens auf den Meister eingestellten Zuhörerschaft Werkkreise vorzuführen, die sich gegenseitig ergänzen und erhellen, die in sein Schöpfertum tief und stark hineinleuchten. Das soeben erlebte Heidelberger Fest, dessen mehr musiktechnische Belange ich in der „Zeitschrift für Musik" (Bosse, Regensburg) erörtert habe, ist dieser Aufgabe im Interpretatorischen nicht ganz so gerecht geworden wie andere Bach-Feste, etwa das vor einem Jahr in Kiel abgehaltene. Aber durch glückliche Werkauswahl und geeignete Gesamtausdeutungen von musikwissenschaftlicher wie von theologischer Seite hat es doch die allgemeine Aufgabe, wiederum einem weiten Kreis von Menschen einen Begriff vom Wesen Bachs zu geben, in stattlichem Ausmaß erfüllt, so daß man trotz mancher speziellen Vorbehalte mit lebhaftem Dank an die Stadt Heidelberg und ihren hochangesehenen Bach-Verein scheiden konnte. Jene trefflichen Hermeneuten waren Professor Heinrich Besseler, der in einem einleitenden Vortrag in der Universitätsaula die Grundgedanken des gewählten Programms aufzeigte, und im Festgottesdienst der Universitätsprediger Professor Renatus Hupfeld, der über Lukas 14, 16—24 als das Evangelium am 2. Sonntag nach Trinitatis predigte.

Besseler ging von Heidelbergs romantischer und schon halb südlicher Natur aus, die von selbst dazu eingeladen habe, aus Bachs umfangreichem Schaffen einen solchen Ausschnitt darzubieten, der dem äußern Rahmen innerlich gemäß sei; deshalb bot man vor allem den „jungen Meister" in dem Jahrzehnt vom Weimarer Hoforganisten über den Cöthener Kammermusikdirektor bis zum jungen Leipziger Thomaskantor, also rund 1715—1725, dar, der sich zugleich in der Auseinandersetzung mit der damals modernsten Kunst Italiens, repräsentiert durch den Römer Arcangelo Corelli und den Venezianer Antonio Vivaldi, befand. Besseler verstand es meisterlich, den Weg zu zeichnen, der von dem artistischen Problematiker Bach mit seinen eruptiven Kraftentladungen, seinem starken Willensantrieb zu dem Autor der Johannes- und Matthäuspassion führt. Wenn dieser als „Klassiker" wirkt, so nicht, weil „Sturm und Drang" sich apollinisch gesänftigt und der Gotiker sich zu einer Art von ästhetischer Renaissance geglättet hätte. Sondern aus dem unruhevollen Gottsucher ist der gefestigte Gottfinder, aus dem Ekstatiker der Statiker geworden, der in unerhört kunstreichen Symmetrien (der Redner bezog sich, ohne den Namen zu nennen, auf die frappanten Feststellungen von Friedrich Smend) das Gleichgewicht der göttlichen Weltordnung sich spiegeln läßt. Es wurde uns so ein Musterbeispiel innerer Künstlerbiographik zuteil, die nicht etwa einen Weg vom Saulus zum Paulus, sondern eher den vom schwärmerischen Johannes zu dem Urweisen von Patmos miterleben ließ und aus dem künftigen Bach-Bilde gewiß nicht mehr wegzuwischen sein wird.

Hupfeld nahm das Gleichnis vom großen Abendmahl zum Ausgangspunkt, um Bach mit jenen Boten des Himmelskönigs zu vergleichen, die da einladen: „Kommt, es ist alles bereitet" — er fand ebenso feinfühlig wie wirksam die in solchen Fällen schwierige und oft verfehlte Mitte, ganz „Festansprache" und zugleich auch ganz „christliche Predigt" zu geben. Der gleiche Gottesdienst führte zugleich mitten in das Problem hinein, das heute viele Theologen und Laien beschäftigt: wieweit kann Bachs Kunst in der Hauptliturgie Platz finden? Daß man den Festgottesdienst mit Bachschen Orgelwerken umrahmte, war glücklich und sachlich vollauf gerechtfertigt. Darüber hinaus hätte man sich aber vielleicht damit begnügen sollen, nur entweder eine Bachsche Motette oder eine Kantate, und zwar eine einteilige oder auf Einteiligkeit reduzierte, zu bringen. So bekam man nach dem Orgelpräludium drei Strophen des Eingangslieds, den Eingangsspruch, dann die zwar apokryphe, an Qualität aber doch gewiß Bachsche Motette „Lobet den Herrn, alle Heiden" (Ps. 117) mit der stilechten Orchesterunterstützung, Eingangsgebet, Hauptlied, Collekte, Epistel, den umfangreichen ersten Teil der de tempore-Kantate „Die Himmel erzählen", danach wie zu Bachs Zeit die Predigt. Nun die zweite Hälfte der Kantate, Hauptgebet mit Vaterunser, Friedensgruß, ein weiteres Gemeindelied, Segen und Postludium — das ergab bei einer Predigtdauer von 25 Minuten zweieinviertel Stunden! Gewiß wird die badische Tradition (übrigens in der Beteiligung der Gemeinde an der Liturgie mit norddeutschem Einschlag) dabei mitbestimmend gewesen sein. Für mein liturgisches Gefühl wäre es für künftige Fälle vielleicht noch schöner und sinngemäßer, die Gebete auf das eine große im zweiten Teil zu beschränken (auch die Predigt lief ja auf ein solches noch hinaus), dafür aber im ersten Teil Kyrie und Gloria, später den Glauben durchschimmern zu lassen. Da Bachs Kantaten stets mit einem Choral schließen, würde sich auch ein weiteres eignes Gemeindelied ersparen, höchstens sollte die Gemeinde den Kantatenchoral mit noch einer Strophe knapp bekräftigen. Ich hatte aber eigentlich erneut den Eindruck, daß nur die Motette (am besten unmittelbar vor der Predigt) dem jetzigen Normalgottesdienst gemäß ist, und für uns heute die Kantate den Hauptraum des Vespergottesdienstes beanspruchen sollte, wo sie (von Schriftlegung und Gebet umrahmt) die Predigt selbst darstellt.

Zwei große Juwelen aus der altprotestantischen Vesperwelt erstrahlten dann noch im Schlußkonzert: das Osteroratorium (50 Minuten Dauer) und das ebensolange Weihnachtsmagnifikat; ersteres eine dramatisierte Nachbildung von Joh. 20, der Szene am Grabe, vor allem packend in der Instrumentaleinleitung, die die Frühlingsherrlichkeit der Natur und die Traurigkeit der verwaisten Jünger wundersam kontrastiert — letzteres eine köstlich scherzhafte und frische Kantatenbearbeitung des Lobgesanges Lukas 2 für Chor, Soli und Orchester, in die Weihnachtslieder als Fernchöre sich einschieben, eine der beglückendsten Erfindungen Bachs. Der wortbäufende Ueberschwang des Chores „omnes generations" ist eine der wenigen Stellen, wo seine Kunst sich unmittelbar mit dem gewaltigsten Musiker des deutschen Frühbarock, Heinrich Schütz, berührt.

Es würde den Raum sprengen, wollte ich noch all der Kantaten und Konzerte, Suiten und Fugen gedenken, die wir erlebten. Einer Orgelstunde von Günther Ramin sei mit besonderem Dank gedacht, ebenso der Mitwirkung von Paul Hindemith als Spieler von Viola d'amour und Bratsche. Die Dirigenten Poppeir und Overhoff gaben ihr Bestes, und ein zahlreiches Publikum nahm regen und dankbaren Anteil. Die nächsten Bach-Feste sind in Dortmund (1933), Bremen (1934) und Leipzig (1935) geplant. Möchten sie glücklich zustande kommen!

Berlin Hans Joachim Moser

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Die Arbeiterschaft und das Christentum

Diese Zeilen sind dem Andenken an Albert Thomas, dem Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, gewidmet. Sein plötzlicher Tod verstärkt den Eindruck, daß in den letzten Monaten eine besonders reiche Mahd in der Welt der heutigen Führer niedergelegt worden ist. Ist es schon die Generation der Väter, die uns verläßt? Aber Söderblom, der Bischof von Winchester, und ein Thomas waren noch keine Greise. Sind es die Enttäuschten, die Müden, die sich verzehrt haben? Oder sind sie nach einem anderen Gesetz abgetreten?

Albert Thomas war der große Advokat der Arbeiterschaft der Welt. So wie er von seinem Arbeitszimmer aus, über den Genfer See hinweg, den Montblanc sah, so stand vor ihm, ungeheuer, konkret und doch mystisch das Gebirge menschlicher

Arbeit mit seinem Gipfel ragender Hoffnungen, leuchtender Ideale, und seinen Abgründen von Not und Verzweiflung. In der gewaltigen Organisation, die er leitete, war er ebensosehr klares, kühles Gehirn wie glühendes Herz einer Weltbewegung, Organisator und Apostel zugleich. Es ist erstaunlich, daß ein Mann, der aus dem Arbeiterstande hervorgegangen war, die Interessen der Arbeiterschaft vertrat, über zehn Jahre lang aufrecht und anerkannt mitten in einem Kampfe stehen konnte, der auch nach Friedensschluß erbittert weitertobt, im Kampfe der Klassen. Er hatte dies außerordentlichen Eigenschaften zu verdanken, einer geistigen Beherrschung der Tatsachen und Probleme, einem enthusiastischen Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache, einer riesigen Arbeitskraft und nicht zuletzt einer weiten und tiefen Menschlichkeit, die zündend und wärmend ergriff und eine werbende Kraft für seine Ideen war. Dieser schlagfertige, sarkastische, gewandte Redner und Fechter hatte unendlich gütige Augen und war neben allem andern einfach auch noch ein Mensch.

Die Ecole Normale, jene einzigartige Pflanzstätte französischen Geistes und französischer Arbeit, hatte ihn geschult. Unter seinen Lehrern waren Brunetière, Boutroux, Bergson und Jaurès. Damit sind charakteristische Kräfte genannt, die in der einen oder anderen Weise die Erziehung der jetzt älter werdenden Generation, bis in die Arbeiterführer hinein, bestimmt haben. Brunetière bedeutete dabei jenen modernen Kulturgeist, der durch die Enttäuschung an der Wissenschaft hindurchgegangen ist, den „Bankerott" ihrer Deutungsversuche des Welträtsels aussprach und, wie ganz neuerdings der Bergsonianer Le Roy, zurückkehrte zu einer katholischen Welt- und Lebensauffassung, die er durch große Kunst der Interpretation modernisierte und den heutigen geistigen Bedürfnissen anpaßte. Dieser Einfluß konnte Thomas, wie alle, die die französische Revolution bejahen, kaum nachhaltig bestimmen, aber er mußte ihm ein Verständnis für die Natur religiöser Fragen geben, deren Dynamik beachtlich ist, auch wenn sie sich in altertümlichen Formen kundgibt.

In Boutroux trat Thomas der kristallklare französische Rationalismus entgegen. Dessen wissenschaftliche Ehrlichkeit und Redlichkeit verabscheute intellektuelle Konstruktionen nach Art von Haeckel, Vogt, Moleschott, Hurley, die heute noch die Weltanschauungsspeise eines großen Teils der Arbeiterschaft sind, um gegen sie die „contingence des lois de la nature" zu betonen, womit einer oberflächlichen Rationalisierung des Weltganzen eine deutliche Grenze gesetzt ist.

Bergson war der professeur d'énergie der letzten Generation. Sein Irrationalismus und Intuitionismus wirkte inmitten des französischen Rationalismus wie ein Fremdkörper und ist auch von modernen Statthaltern des französischen Geistes wie von Julien Benda deshalb angegriffen worden. Aber hier ist die geistige Form, um die Dynamik großer Bewegungen zu erfassen oder intuitiv zu begleiten. Es ist auffallend, daß der Dynamismus der Bergsonschen Philosophie meines Wissens noch nie benützt worden ist zu einer Philosophie der Arbeiterbewegung. Besonders das neue Buch von Bergson „Les deux sources de la Morale et de la Religion" lädt geradezu dazu ein. Denn in der Religion des Marxismus liegt ein Schulbeispiel vor für die Erstarrung eines religiösen élan vital in geschlossenen statischen Formen, derweil seine geistige Energie, seine religiöse Dynamik bereits zu neuen schöpferischen Entfaltungen treibt. Man möchte der weltanschauungslosen Arbeiterbewegung, die heute die Brücke zum Christentum nicht findet, wünschen, daß sie die abgestandene Popularphilosophie von Haeckel u. A. ersetzen könnte durch den Unterbau einer neuen und geistigen Weltanschauung. Bergson läßt Raum für das Reich der Materie, also auch für die ökonomischen Bedürfnisse, gibt aber die große geistige Schau gerade für vorwärtsdrängende schöpferische Prozesse. Thomas schien uns immer wieder ein Arbeiterführer zu sein, der imstande war, alte erstarrte Formeln hinter sich zu lassen und den Ort zu erfühlen, wo schöpferisches Leben hervorstreben will, dem man Raum geben muß, sich dynamisch zu entfalten, bevor es aufs neue wieder statisch gefaßt wird.

Am nächsten stand ihm aber wohl Jean Jaurès, der Märtyrer des Friedenswillens und der Friedenshoffnung, die gerade in der Arbeiterschaft der Kriegszeit virtuell vorhanden waren. In diesem Kreis ist die Erkenntnis führend, daß der Friede zwischen den Klassen auch den Frieden zwischen den Völkern bedeutet. Thomas hat dies immer wieder ausgesprochen.

In diesem Sinne diente er dem Frieden in seiner ungeheuren Organisation, dem Völkerbund der Arbeit, der den sogenannten Völkerbund wohl an Bedeutung und Wirkung übertrifft. Wohnte man einmal diesem Parlament der Arbeit bei, so wußte man bald, daß hier entscheidender über das Schicksal der Welt beraten und entschieden wird als in den Reden der Staatsmänner an der Abrüstungskonferenz. Hier focht Thomas seine Kämpfe um soziale Gerechtigkeit, um Schutz und Förderung der Arbeitermassen, um den Achtstundentag, um die internationalen Arbeitsverträge aus. Hier erhob er seine letzte berühmte Anklage gegen die Regierungen, die Willen und Verantwortlichkeit nicht aufbringen in der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, obschon es nicht an Ideen und realisierbaren Vorschlägen fehlt. Thomas ging in diese Kämpfe wie zu einem heiligen Fest. Der kleine untersetzte Mann mit dem widerstrebigen Bart wuchs hier manchmal zu einem der großen Ankläger unserer Zeit und zu einem Advokaten der Arbeitermassen der Welt empor. Er kannte sie in den meisten Ländern aus eigener Berührung. Er war dadurch einer der ganz wenigen Franzosen, die auch das Ausland kennen, weil er überall im Ausland nicht nur Frankreich suchte, sondern die Menschheit, die Brüder. Und er suchte sie mit einer edlen Leidenschaft, mit einem Blick auf das Ganze, wie es wohl heute kein anderer Arbeiterführer konnte. Leidenschaft war auch das Wesen seiner Beredsamkeit, in der sich die Klarheit und Form des französischen Geistes mit der Sachkenntnis des Deutschen und der Fähigkeit des Briten verbanden, große Ideen in konkrete Forderungen umzugießen.

In diesem Kampfe waren ihm alle willkommen, die für die Arbeiter, für soziale Gerechtigkeit, für einen Neubau der menschlichen Gesellschaft kämpften. Hier ist der Ort, wo er auch Wege fand zum Christentum, zu den Kirchen und ihrer sozialen Arbeit, wie sie sich vor allem in der Stockholmer Bewegung gestaltete. Dieser Sozialist hielt Religion nicht nur für eine Privatsache des einzelnen Gewissens, sondern für jene große Angelegenheit der Gemeinschaft, die für Gerechtigkeit, Hilfe, Solidarität einsteht. Er verschmähte es daher nicht, auf christlichen Kongressen zu sprechen, wie in Prag und in Genf. Er machte dann nie ein Hehl daraus, daß er zwar die weltanschauliche Stellung des Christentums nicht teile, daß ihm aber seine soziale Ueberzeugung und Triebkraft für die Hebung der Massen wertvoll und seine Mitarbeit dabei willkommen sei. Die Beziehungen zum Institut des Oekumenischen Rates in Genf waren dabei geradezu freundschaftlich. Er stellte uns mit größter Liberalität das Bergwerk von Information, das das Arbeitsamt ist, zur Verfügung und bestellte im Arbeitsamt in Dr. Thélin einen besonderen Vertreter für die Verbindung mit den protestantischen Kirchen, nachdem bereits die Kurie auch einen solchen Verbindungsoffizier im Arbeitsamt erhalten hatte.

Albert Thomas nahm damit als Vertreter der Arbeiterbewegung eine Stellung ein zum Christentum, die grundsätzliche und allgemeine Bedeutung beanspruchen kann: reinliche Scheidung in weltanschaulicher Hinsicht, aber praktische Zusammenarbeit auf dem Boden sozialer Arbeit. Er erwartete geradezu solche Mitwirkung von den Kirchen, wo es sich um Fragen sozialer Gerechtigkeit, Schutz der Schwachen, Organisation der menschlichen Friedensarbeit überhaupt handelte. Der Katholizismus besitzt im Naturrecht immer wieder die Formel, die ihm erlaubt, auf praktisch ethischem Gebiet in Zusammenarbeit zu treten, ohne damit sein spezifisches Glaubensgut preiszugeben. Dem Protestantismus fehlt hierfür die allgemein anerkannte Basis. Die evangelischen Arbeiter Hollands machten es daher dem Institut geradezu zum Vorwurf, daß es Fühlung mit dem Arbeitsamte habe.

Die grundsätzliche Einstellung von Albert Thomas zum ganzen Problem scheint eine Zukunftsmöglichkeit für die Be-

ziehungen zwischen Kirche und Arbeiterschaft überhaupt zu enthalten. Das Institut bereitet dazu eine Studie vor. Hier liegen drei Möglichkeiten vor: eigentliche Feindschaft der Arbeiterbewegung den Kirchen gegenüber wie in der Dritten Internationale, offizielle Neutralität wie in der Zweiten, und ein freundliches Verhältnis wie bei der christlichen Arbeiterbewegung. In Wirklichkeit sind allerdings die Verhältnisse komplizierter. Die Dritte Internationale ist klar und eindeutig zum Angriff übergegangen. Die offizielle Neutralität der Zweiten bedeutet vielfach nicht nur völlige Gleichgültigkeit, sondern weltanschauliche Gegnerschaft, ist dann aber durchaus bestimmt von Art und Tradition der Bewegung in den einzelnen Ländern. Das weltanschauliche Element in der Arbeiterbewegung Finnlands und des Baltikums unterscheidet sich wesentlich von demjenigen der westeuropäischen Länder und gar Großbritanniens und Amerikas. Die Arbeiterschaft der ersten Generation hat den Zusammenhang mit der Kirche nicht in demselben Maße verloren, wie diejenigen der zweiten und der dritten, mit der wir es in Deutschland, Frankreich und der Schweiz zu tun haben. Die britische und amerikanische Arbeiterschaft noch weniger. Die christliche Arbeiterbewegung findet daher dort wenig Eingang, weil jene Arbeiterwelt weniger von religiösen Kräften entleert ist und die Gesamtbewegung nicht schwächen will durch Organisierung besonderer christlicher Arbeitervereine.

Die evangelische Arbeiterbewegung hat selbstverständlich ein ebenso enges Verhältnis zur Kirche wie diese zu ihr. Bei der Frage dieser freundlichen Beziehungen wird die Kirche allerdings nicht den Blick auf die gesamte Arbeiterschaft vergessen dürfen und sieht sich immer wieder vor das Problem gestellt, wie Wege gefunden werden können von der christlichen Botschaft aus zur Arbeiterwelt. Diese Frage ist um so dringlicher, als heute nicht nur ein eigentlicher weltanschaulicher Kampf entbrannt ist, sondern als auch die geistige Grundlage der Arbeiterbewegung selbst in Bewegung geraten ist. Dies führt die Kirchen notgedrungen in eine geistige Auseinandersetzung, die schon im Gange ist. Ob man dabei mit der theoretischen Grundlage beginnt oder in der praktischen Arbeit, ist für den Anfang nicht wichtig. Wichtig ist vielmehr, daß hüben und drüben mehr Vertrauen zueinander entstehe. Das Maß an Vertrauen, das die Arbeiterschaft der Kirche entgegenbringt, gehört zu den wesentlichen Unterschieden zwischen der kontinentalen und der britischen Arbeiterschaft. Die kontinentale Arbeiterschaft hat weithin dieses Vertrauen verloren und kann daher auch die neue soziale Gesinnung und ihre praktische Arbeit nicht richtig einschätzen.

Alle die daher auf der einen oder anderen Seite wieder neues Vertrauen schaffen, sind Wegbereiter für eine Zukunft, in der das Beste der Kirche und das Beste der Arbeiterbewegung sich wieder finden müssen. Albert Thomas gehörte auf seiner Seite zu diesen Wegbereitern. Er sah die konkrete Not der Welt und gleichzeitig ein ideales Ziel sozialer Gerechtigkeit. Wer ihm die Kluft zwischen beiden ausfüllen half, dem hätte er, wie John Wesley, sagen können: „Ich verlange nicht, daß Ihr denkt wie ich, aber ich bitte Euch, mir die Hand zu geben."

Genf Adolf Keller

Die Amnestie in Preußen

Wenn es in Wahlversammlungen oder auch in Parlamenten Schlägereien gibt, so ist das Urteil darüber klar: selbstverständlich schmerzt es den Christen, wenn an Stelle sachlicher Auseinandersetzung rohe Gewalt tritt, und selbstverständlich muß es den Deutschen mit Scham erfüllen, daß unser parlamentarisches Leben von der geistigen Höhe, die es in der Paulskirche oder noch zur Zeit Bismarcks, seiner Mitarbeiter und Gegner hatte, so herabgekommen ist. Aber nötiger ist es, von der Amnestiefrage zu reden. Amnestie, Vergebung — die Sache und das Wort müssen dem Christen an sich lieb sein. Und jedem sittlich-ernsten Menschen muß, wie das Begnadigungsrecht für Einzelne, das dem Staatshaupte zuzustehen pflegt, so auch das Recht des Parlaments wichtig sein, gelegentlich allgemeinere Amnestie zu beschließen. Wenn Zeiten schwerer Erregung, heillosen Streites vorbei sind, dann mag Amnestie, die für politische Vergehen erfolgt, wirken wie der erste Sonnenblick nach dem Gewitter.

Aber wenn jetzt im Preußischen Landtag von Nationalsozialisten wie Kommunisten Amnestie für alle Vergehen und Verbrechen beantragt wurde, die aus politischen Motiven begangen worden seien, so konnte die Meinung nicht sein, jetzt sei der Streit vorbei. Unsere Nationalsozialisten sind keine solchen Träumer, daß sie dächten, wenn sie jetzt in Preußen zur Macht kämen, dürfe gesungen werden: „Nun ist groß' Fried' ohn' Unterlaß; all Fehd' hat nun ein Ende." Sie wissen, daß es noch harten Widerstand der Eisernen Front geben würde. Vollends leben die Kommunisten nicht in dem Wahn, daß nun ein goldenes Zeitalter politischer Harmonie angebrochen sei. Wir werden noch lange die leidenschaftlichsten inneren Kämpfe haben. Wollte man also etwa nur deshalb die vergangenen Taten amnestieren, um künftige Vergehen desto strenger zu strafen? Die Reden der Antragsteller schließen das aus. Dann aber hat Amnestie die Wirkung, daß politische Vergehen überhaupt leichter genommen werden; wird 1932 amnestiert, warum soll es nicht 1933 wieder geschehen? Klar ist aber, wie bedenklich solche Wirkung einer Amnestie sein müßte. In Zeiten revolutionärer Erregung hilft gegen die Neigung zu Gewalttaten nur die Androhung scharfer Strafen. Als in Kiel im November 1918 der Aufruhr der Matrosen losbrach, hat der Soldatenrat sofort anschlagen lassen, daß jeder Plünderungsversuch mit sofortiger Erschießung bestraft werden würde. Man hätte sehr üble Dinge erleben können, wenn sich hier nicht eine eiserne Faust gezeigt hätte; die Drohung ist sehr nützlich gewesen. Heute ist die politische Erregung wieder leidenschaftlich; wie wenig stimmt da eine allgemeine politische Amnestie zu dem gerade in bewußt nationalen Kreisen so oft geäußerten Verlangen nach der starken Hand!

Daß das Motiv der Anträge gewesen sei, die eignen Parteigenossen freizubekommen, die wegen politischer Vergehen gefangen sitzen, das soll man nicht betonen. Denn wenigstens der nationalsozialistische Antrag bezog sich auf alle wegen politischer Vergehen Verurteilten. Und es ist mir glaubhaft, daß (wie Kommunisten versichern), wenn die Amnestie Gesetz würde, doch mehr Kommunisten den Vorteil davon haben würden als Nationalsozialisten; es seien viel mehr Proletarier wegen solcher Vergehen verurteilt worden als „Bürgerliche". Daneben haben Nationalsozialisten wie Kommunisten gewußt, daß angesichts der ablehnenden Haltung von Zentrum und Sozialdemokraten solche Amnestie im Preußischen Landtag nur angenommen werden kann, wenn sie beide dafür sind. Daß der Gesetzentwurf in der Fassung, die ihm der Rechtsausschuß gegeben hatte, schließlich vom Landtag am 16. Juni doch nicht angenommen wurde, obwohl eine sichere Mehrheit dafür war, liegt nur an einem merkwürdigen Irrtum seiner Freunde. Sie beachteten nicht die Fassung eines sozialdemokratischen Gegenantrags, dem die Kommunisten zur Annahme verhalfen, ohne ihn genau gelesen zu haben. Als der Präsident dann feststellte, daß damit der ursprüngliche Entwurf gefallen sei, gab es eine lange Geschäftsordnungsdebatte ohne positives Ergebnis.

Sehr viel ernster als der Einwand, der Antrag diene Parteiinteressen, sind aber andere Bedenken. Zunächst dies, daß er nicht befristet war. Wer am 1. oder 10. Juni einen Amnestieantrag einbringt, pflegt vorzuschlagen, daß für die bis zu diesem Tage begangenen Taten Straffreiheit eintrete. Will man vielmehr (wie es diesmal beantragt wurde) Amnestie für die Verbrechen, die bis zum Tage der Verkündung des Gesetzes begangen werden, so bedeutet dies (weil vom Tage der Einbringung des Antrags bis zur Verkündung eines entsprechenden Gesetzes mindestens Wochen zu vergehen pflegen) Ankündigung von Straffreiheit auch für die in der Zwischenzeit noch zu begehenden Verbrechen. Der Theologe denkt, wenn er so etwas hört, an die seltsame Geschichte aus Luthers Tagen, daß zu einem Ablaßprediger ein Mann kam, um Sündenvergebung für eine böse Tat zu kaufen, die er erst noch begehen wollte. Selbstverständlich muß jeder gewissenhafte Priester dergleichen mit Entrüstung ablehnen (noch abgesehen davon, daß die naive Meinung, mit dem Ablaß gewinne man Vergebung der Schuld, von der katholischen Kirche längst abgelehnt ist; es handelt sich bekanntlich um Erlaß von Strafen, Abkürzung der Pein im Fegfeuer). Aber was keine kirchliche Stelle wagen dürfte, das wurde hier von Politikern zugesagt! Obwohl vom Zentrum der Antrag gestellt wurde, Befristung in den Entwurf aufzunehmen, haben Nationalsozialisten und Kommunisten den Text nicht geändert. Ob sie es vielleicht doch getan hätten, wenn am Tage des Antrags ein besonders schlimmer politischer Mord erfolgt wäre?

Hier setzt ein andres schweres Bedenken ein. Es sollten nach dem Antrag nicht bloß diejenigen politischen Vergehen bestraft werden, die man als leichtere ansehen mag, daß Jemand seinen politischen Gegner beschimpft oder ohrfeigt, sondern auch solche Verbrechen wie Mord, Totschlag, schwere Körperverletzung, wenn sie ausschließlich oder vorwiegend politische Motive haben. Der preußische Justizminister Schmidt hat am 15. Juni im Landtage mitgeteilt, wieviel Strafbefreiungen ungefähr eintreten würden, wenn der Amnestieantrag, wie er aus dem Rechtsausschuß hervorgegangen war, Gesetz würde: 13 249 Personen, die rechtskräftig zu Strafen verurteilt seien, ihre Strafen aber noch nicht verbüßt haben, würde Straferlaß gewährt werden. Bei 25 724 Personen wären die gerichtlich anhängigen oder bei den Staatsanwaltschaften noch schwebenden Verfahren einzustellen. Insgesamt würden also 38 973 Personen unter das Amnestiegesetz fallen. Unter diesen Verurteilten oder Beschuldigten befinden sich, was ich besonders hervorheben will, 525 Personen, die wegen Mordes oder Totschlages verurteilt sind oder verfolgt werden, ferner 79 Personen, die wegen schwerer Körperverletzung und 15 Personen, die wegen schweren Raubes sich strafbar gemacht haben. Rechnet man diese Zahlen auf, so ergibt sich, daß 619 Personen, denen besonders schwere Verbrechen zur Last gelegt sind und bei denen, soweit sie rechtskräftig verurteilt sind, die erkannten Strafen nach den mir zugegangenen Meldungen zum Teil mehrere Jahre Gefängnis oder Zuchthaus von zwei bis zwölf Jahren betragen, unter den Straferlaß fallen würden.

Es handelt sich hier nicht etwa um die in letzter Zeit in Preußen begangenen Straftaten überhaupt, sondern nur um diejenigen, bei denen politische Motive in Betracht kommen. Und auch wenn man annimmt, daß in vielen von den 25 724 Fällen, in denen noch keine Verurteilung erfolgt ist, Freispruch erfolgen oder das Verfahren eingestellt werden würde, bleibt der Umkreis der Amnestie weit. Der Antrag des Zentrums, Mord, Totschlag, schwere Körperverletzung, Raub, Brandstiftung und Gefährdung von Eisenbahntransporten nicht in die Amnestie einzubeziehen, wurde im Wesentlichen abgelehnt; nur in bezug auf die beiden letztgenannten Verbrechen stimmten ihm die Nationalsozialisten zu, so daß er hier eine Mehrheit fand; Mord, Totschlag, schwere Körperverletzung, schwerer Raub aber sollten, wenn sie aus politischen Motiven erfolgen, straffrei sein.

Endlich: da beantragt war, Amnestie solle eintreten, wenn die Tat ausschließlich oder vorwiegend aus politischen Motiven erfolgt sei, so würden die Gerichte in jedem Falle prüfen müssen, ob das der Fall ist. Zur Nachprüfung der Fälle, wo sie die Straffreiheit versagen, sollte nach dem Entwurf der Landtag einen Ausschuß einsetzen. Hier sollte also in die Rechtspflege ein von einer politischen Körperschaft und, wie die Dinge heute liegen, natürlich nach der parteipolitischen Machtverteilung gewählter Ausschuß eingeschoben werden!

Aber das Schlimmste blieb das Andere: es sollte Straffreiheit gewährt werden für ärgste politische Gewalttat und Verleumdung. Man muß schon mit einem aus der Rechtsgeschichte bekannten Ausdruck sagen: das bedeutet Verhängung der Reichsacht über alle Politiker. Irgendeinen beliebigen Herrn Müller würde man nicht beleidigen oder gar schlagen und töten dürfen, aber wenn ich gegen einen Abgeordneten, Minister oder Präsidenten mich vergangen hätte und glaubhaft machen könnte, daß mein politischer Gegensatz zu ihm mich zu der Tat getrieben habe, dann wäre ich straffrei. Könnte ein Staat sich, seine Würde, den Wert seines Bestandes grausamer verhöhnen als durch solchen Beschluß? Schließlich bliebe aber auch der Privatmann ungeschützt. Wenn er nämlich bei seiner politischen Betätigung, als Wähler, mein Gegner ist, kann mein Vorgehen, Vergehen, Verbrechen gegen ihn politischen Anstrich gewinnen. Man sage nicht: „Das ist Konsequenzmacherei." Dem einzelnen Menschen Konsequenzen anzusinnen, die ihm fernliegen, ist eine unerfreuliche Kampfesweise; allgemeine Maßregeln aber, Gesetzesvorschläge, müssen genau auf die Wirkungen hin geprüft werden, die sie haben können, und auf den Geist, den sie atmen. Und bei diesem nur durch Zufall vorläufig nicht angenommenen Gesetzesvorschlag sieht man deutlich, wie sehr die Achtung vor dem Recht hinweggeschwemmt worden ist durch parteipolitische Leidenschaft und den Willen zur Gewalt.

Gewiß hat es Fälle gegeben, wo politische Verbrechen aus edlen Motiven verübt wurden. Nicht daß sie damit gerechtfertigt wären; immerhin stehen sie anders da als gemeine Verbrechen. Aber wenn es sich in unserem Lande (nach obiger Angabe des Ministers) um Hunderte von Fällen politischen Mords oder Totschlags, um Zehntausende von anderen Straftaten aus politischen Motiven handelt, und die Erregung noch andauert, so kann, damit der Staat erhalten bleibe, die Losung nicht Straffreiheit, sondern nur äußerste Strenge sein. Wenn Kommunisten erklären: „Ich verzichte auf die Gerichte dieses Staates, vor denen wir Proletarier doch unser Recht nicht finden; wir helfen uns selbst", oder wenn Nationalsozialisten sagen: „Diese Republik gilt uns überhaupt nicht als Staat; wir wollen in unserem Kampfe nicht durch ihre Gesetze und Gerichte behindert sein", so ist das eben ein Ausdruck der Verzweiflung und die Erklärung offnen Bürgerkriegs. Mit denen, die so denken, zu streiten, ist zwecklos. Soweit sie nach ihren Worten handeln und ihren Willen bekommen, muß das furchtbare Schicksal eben seinen Lauf nehmen, über unser armes Volk hinweg. Für alle Andern aber, für alle, die nicht so denken, nicht das Chaos wagen zu müssen meinen, um dann ihren Neubau zu versuchen, gilt: die Gewährung von Straffreiheit in dem dargelegten weiten Umfange würde eine nicht zu verantwortende Durchbrechung der Rechtsordnung bedeuten. Die Sache wird dadurch wahrlich nicht besser, daß die Partei, von der das Unternehmen hauptsächlich getragen wird, sich in ihrem Programm zum „positiven Christentum" bekennt. In vielen einzelnen Fällen mag Milde am Platze sein, aber jene Verwirrung der sittlichen Begriffe, namentlich die Entschuldigung so vieler Verbrechen gegen das Leben, muß von denen, die Christen sein wollen, leidenschaftlich bekämpft werden. Geschähe das nicht, so wäre das Salz des Christentums in unserem Volke unbrauchbar geworden. Man weiß, was nach den Worten Jesu daraus folgt. M

Vorstehendes ist am 17. Juni geschrieben. Inzwischen hat sich der Landtag erneut mit der Sache befaßt. Gegen allgemeine Amnestie für Vergehen aus wirtschaftlicher Not, die er bereits beschlossen hat, erhob der Staatsrat Einspruch; sie muß also noch einmal verhandelt werden. Der Entwurf für Amnestie von Vergehen aus politischen Gründen ist so umgestaltet, so daß die schlimmsten Bedenken nun beseitigt sind; auf einen jetzt von den Deutschnationalen gestellten Antrag hin fallen Verbrechen gegen das Leben, schwere Körperverletzung u. dgl. nicht unter die Amnestie, und sie bezieht sich nur auf Taten, die bis zum 15. Juni begangen sind. Es bleibt abzuwarten, ob der Staatsrat zustimmt. Daß aber Beschlüsse wie die im Vorstehenden bekämpften im Parlament des größten deutschen Landes überhaupt möglich waren und nur durch eine von den Gegnern benutzte Unachtsamkeit der Mehrheit nicht zustande kamen, bleibt ein ernstes Zeichen für den sittlichen Verfall unseres politischen Lebens.

25. Juni M

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

2. Die neuen Enzykliken

(Lux Veritatis; die heiligen Kirchenlehrer Bellarmin und Albertus Magnus).

Papst Pius XI. hat nach einer französischen Zusammenstellung (La Documentation Catholique vom 6. 2. 32) in den zehn Jahren seiner Kirchenregierung (12. 2. 1922 bis 1932) 21 Enzykliken erlassen (seither ist eine neue „Caritate Christi" vom 3. Mai d. J. erschienen); außerdem sind von ihm 12 Dekretalen, 398 apostolische Schreiben, 23 Motuproprios und 118 apostolische Konstitutionen ausgegeben worden. Rechnet man dazu die häufigen oft am Tage mehrmaligen Ansprachen an Pilger und sonstige Besuchergruppen, so dokumentiert das eine kirchenregimentliche Vielgeschäftigkeit, die in der Tat bemerkenswert ist. Ergänzt wird das Bild durch die Tätigkeit auf dem Gebiet der äußeren Politik des Vatikans, in deren Verlauf 12 Konkordate und sonstige Staatsverträge abgeschlossen und die Gesandtschaften beim Heiligen Stuhl seit dem Tode Benedikts XV. von 28 auf 37 erhöht worden sind.

Von den wichtigeren Kundgebungen der letzten $1^1/_2$ Jahre (vgl. über die Erziehungsenzyklika „Rorppresentati in terra" oder in der lateinischen Fassung „Divini illius magistri" CW 1931, Sp. 384 ff.), die hier auch zur Besprechung kommen sollen, sei vorausgenommen die Weihnachtsenzyklika Lux veritatis (vom 25. 12. 31), die im Rückblick auf das 15. Zentenar des Konzils von Ephesus erlassen ist (Oss. Rom. 1931, Nr. 301; Act. Apost. Sedis 1931, Nr. 14). Nach dem ein Jahr zuvor (25. 12. 30; Act. Apost. Sedis 1931, Nr. 1, S. 70 bis 72) an die Kardinäle Pompili und Sincero erteilten Auftrag war die Erinnerung an das Konzil, das die dogmatische Festlegung des „Theotokos" (= Gottesgebärerin) definierte, in kirchlichen Feiern und auch in literarischen Publikationen gebührend gepflegt worden (vgl. u. a. Maria Mater Dei, Pro-

grammschrift der Basilica Santa Maria Maggiore, Roma, 1931; Gregorianum 12, 1931, S. 201—266; Echos d'Orient 1931, S. 257—338; in Deutschland: Benedikt. Monatsschrift, Beuron, 1931, S. 105—113; Stimmen der Zeit 1931, S. 284 bis 292; Engelbr. Krebs, Gottesgebärerin, Vereinsschr. der Görres-Gesellschaft, 1931; vgl. auch Friedr. Heiler u. A., Die Gottesmutter, Sondernummer der Hochkirche 1931, S. 165 bis 254). Der Papst hat darüber hinaus ein abschließendes Wort zu sagen für nötig gehalten in Heraushebung der drei Lehrpunkte, die nach der Meinung der Verfasser der Enzyklika in Ephesus gegen die „Ketzerei des Nestorius, des Patriarchen von ‚Neurom'" (d. h. Konstantinopel) unzweideutig festgestellt worden sind: das ist 1. der Primat des Papstes; 2. die „hypostatische Union" der zwei Naturen in Christus; 3. die Lehre, daß die Jungfrau Maria in Wahrheit Mutter Gottes ist. Nicht nur allen Katholiken auf der ganzen Erde will der Heilige Vater mit diesen seinen Ausführungen nützlich sein, sondern er „hegt dazu die Hoffnung, auch die geliebten Brüder und Söhne, die vom Apostolischen Stuhle getrennt sind, mit Hilfe der Geschichte, der Lehrmeisterin des Lebens, zum Nachdenken zu bringen, wie die römische Kirche stets eine treue Hüterin und Wächterin der Lehre Jesu gewesen ist, und wie auch in den ersten Zeiten des Christentums von ihr als der unfehlbaren Lehrerin alle Kirchen und religiösen Gemeinschaften des Morgen- und Abendlandes abhingen". Wenn auch dieser Appell vermutlich mehr an die orientalischen Kirchen, als an uns Protestanten gerichtet sein dürfte, so gibt er uns doch das Recht und macht es uns zur Pflicht, in scharfer Kritik uns mit den Ausführungen der dreigeteilten Enzyklika auseinanderzusetzen.

Der erste Teil versucht eine Geschichtsdarstellung des Ephesinischen Konzils mit dem doppelten Nachweis: 1. daß die dogmatische Entscheidung schon vorher auf einem Konzil in Rom 430 unter Vorsitz des Papstes Cölestin gefällt worden sei, so daß die Synode von Ephesus schließlich nichts anderes zu tun gehabt habe, als die Sätze des römischen Bischofs anzunehmen, dessen Primatsanspruch von seinen drei Legaten mit derselben Begründung wie in der Konstitution „Pastor aeternus" des Vatikanischen Konzils von 1870 (die eben hier das Ephesinum zitiert mit der Berufung auf Matth. 16 f.) geltend gemacht und im Schlußruf sämtlicher Konzilsväter anerkannt worden sei: „Hoc iustum iudicium! Novo Paulo Caelestino, novo Paulo Cyrillo, Caelestino custodi fidei, Caelestino cum Synodo concordi, Caelestino universa Synodus gratias agit; unus Caelestinus, unus Cyrillus, una fides Synodi, una fides orbis terrarum" (Mansi IV, 1287). Daraus ergibt sich 2. daß entgegen den Ergebnissen der gesamten neueren quellenkritischen Forschung die Häresie des Nestorius, sowie die einwandfreie Rechtgläubigkeit seines Gegners Cyrill als festgestellt zu gelten habe. Der ganze Abschnitt endigt mit dem Schlußurteil: „Alle sollen es also in gegründeter Erkenntnis festhalten, daß Nestorius in der Tat häretische Lügengebilde gepredigt habe, der Patriarch von Alexandria (Cyrill) aber ein entschlossener Verteidiger des katholischen Glaubens gewesen sei (strenuum exstitisse catholicae fidei defensorem), und daß der Papst Cölestin zusammen mit der Synode von Ephesus sowohl die ererbte Lehre als auch die oberste Autorität des Apostolischen Stuhles geschützt habe."

Nun muß man wissen, daß das Konzil von Ephesus vom Jahre 431 das erste Konzil ist, von dem Ueberlieferungsbestände mit Dokumenten und Akten aus den verschiedensten Sprachen (griechisch, lateinisch, koptisch, syrisch, armenisch und georgisch) und damit aus den verschiedensten Gruppen der Kirche innerhalb und außerhalb der Orthodoxie (chalcedonensische Reichskirche des griechischen Ostens und des lateinischen Westens, orthodox-„melchitische" Landeskirchen in Aegypten und Armenien, monophysitisches Schisma griechischen, syrischen und koptischen Gepräges, Nestorianische Kirche in Persien) vorhanden sind und zum Teil erst vor kurzem uns bekannt wurden. Die Handschriften der griechischen und lateinischen Ueberlieferung hat Eduard Schwartz (seit 1919 in München, vorher in Straßburg) in seinem großen Konzilienwerk neu herauszugeben begonnen, den „Augiasstall des alten Konzilwerkes von Mansi IV und V" weit hinter sich lassend (vgl. Zeitschr. f. Kirchengesch. 47, 1928, S. 306). Die Konzilsakten in armenisch-georgischer Ueberlieferung hat der katholische Forscher Ignaz Rucker (Pfarrer in Oxenbronn bei Günzburg a. D.) zunächst beschrieben (Sitzungsber. der Bayr. Akademie der Wissenschaften, München 1930, Heft 3). Es ist also das weitschichtige Material noch nicht einmal genügend gesichtet, geschweige denn herausgegeben und kritisch bearbeitet. Immerhin ist der Gang des Revisionsprozesses deutlich sichtbar, den die dogmengeschichtliche Forschung von Gelehrten aus allen Konfessionen gegen den kirchlichen Justizmord an Nestorius eingeleitet hat, seitdem als erster der Lutheraner Loofs im Jahre 1905 die Nestoriana zu sammeln begann. Es folgten der Anglikaner Bethune-Baker, der den von Loofs noch nicht verwerteten autobiographischen Liber Heraclidis (Pseudonym für Nestorius) verarbeitete (Cambridge 1908); ferner der Orthodoxe Bedjan, der den in erbärmlichem Zustand syrisch erhaltenen Heraclides (das griechische Original ist seinerzeit mit allen übrigen Schriften des Nestorius verbrannt worden!) herausgab (Paris-Leipzig 1910); sowie der Katholik Fr. Nau, der ihn ins Französische übersetzte (Paris 1910). Es mag weiterhin interessieren, daß Leonhard Fendt, der bekannte Berliner Pfarrer und Dozent, der 1918 auf Grund des Lutherstudiums zum Protestantismus übertrat, in seiner katholisch-theologischen Dissertation (Straßburg 1910) über die Christologie des Nestorius unter Auswertung des Liber Heraclidis zu dem Schlusse kam, daß „kein absolutes Verdikt" auszusprechen sei über ihn. Selbst E. Krebs mußte in seiner oben erwähnten Festschrift über die „Gottesgebärerin" bekennen, daß Cyrill „nicht ganz ohne unreine Nebenmotive" handelte. Und Rucker, der das zweite Heft seiner Studien (Ephesinische Konzilsakten in lateinischer Ueberlieferung im Rahmen der gesamten Ephesinumstradition) nur noch im Selbstverlag herausbringen konnte (Oxenbronn 1931), wagt um Mitleid zu bitten für Nestorius, dessen „Tragödie" schon im Altertum aus der persönlichen und politischen Rivalität der Patriarchen (von Konstantinopel, Alexandria und Rom) und nicht aus dogmatischen Gründen erklärt wurde, während auf der anderen Seite „der Mangel an Weitblick und die Kurzsichtigkeit" bedauert wird, „die den blinden Alexandriner (Cyrill), umgeben von der ägyptischen Finsternis, auf die schiefe Bahn des Monophysitismus brachte".

In diesen Revisionsprozeß pfeffert nun die Enzyklika des als Historiker gerühmten Papstes bewußt hinein! Die Folgen sind auch schon sichtbar: Pfarrer Rucker von Oxenbronn verschickt soeben den Plan seiner weiteren (insgesamt 5) Studien zum Concilium Ephesinum, weil „er sich für verpflichtet hält, Interessenten davon in Kenntnis zu setzen". Aber er setzt selbst bei einzelnen Heften je nach ihrer dogmengeschichtlichen Gefährlichkeit in verschiedener Abstufung hinzu: „Das Erscheinen des ganzen Heftes ist ungewiß", oder „ist sehr fraglich"; oder „kann nur erscheinen bei günstiger Aufnahme des vorausgehenden Heftes durch die zuständige Beurteilung der Patrologen und Dogmenhistoriker" (warum nicht „des heiligen Offiziums"?). Und im soeben erschienenen dritten Bande des „Lexikon für Theologie und Kirche" (Freiburg i. B., Herder 1931) sind unter „Ephesus" die drei Punkte der Enzyklika glatt wiedergegeben; und unter „Cyrillus" heißt es: „Päpste und Konzilien haben ihn als ‚Verteidiger des katholischen Glaubens', als ‚Verteidiger der Wahrheit' und als ‚feurigen Liebhaber der Genauigkeit' gepriesen."

Schlimmer noch, als das formale Eingreifen in einen schwebenden geschichtlichen Forschungsprozeß ist die dogmatisch beeinflußte Geschichtsklitterung selbst, die sich die Enzyklika des Historikerpapstes leistet. Der Bischof von Rom Cölestin war bei dem ganzen Handel wahrhaftig nicht der anerkannte Führer der ganzen Christenheit, sondern der Getäuschte und Geschobene. „Auf den wirklichen Verlauf der Dinge hatte er zunächst keinen Einfluß" urteilt der neueste Historiker des Papsttums (Erich Caspar, Gesch. des Papsttums 1, 1930, S. 407). Der rücksichtslose und vornehme Patriarch von Alexandria Cyrill wußte für seine Intrigen gegen den aus armen Verhältnissen emporgekommenen, aber beim Kaiser in höchster Gunst stehenden und auch vom Volk geliebten Patriarchen von Konstantinopel Nestorius Rom zu gewinnen: „Auf Grund des dürftigsten Materials wurde dem Abendlande ein Zerrbild des Nestorius" gezeichnet (Loofs, Dogmengeschichte 1906, S. 295), wonach die Verurteilung auf dem römischen Konzil im August 430 erfolgte, die Cyrill seinerseits wieder in übertreibenden Anathematismen auslegte. Die dagegen vom Kaiser zur Ehrenrettung des Nestorius nach Ephesus auf Pfingsten 431 einberufene Synode wurde von vornherein durch die hastigen Gewalttätigkeiten des Cyrill in zwei „Konzilchen" (conciliabula) gespalten. Das Cyrillische Synödchen, mit 159 Bischöfen am 22. Juni eröffnet, verdammte „den gottlosen Nestorius" und erklärte ihn für abgesetzt; das vom Kommissar des Kaisers am 27. Juni eröffnete Synödchen, „das

rechtmäßige Konzil, man kann es nicht anders nennen, obwohl es nur 43 Mitglieder zählte" (R. Seeberg, Lehrbuch der Dogmengeschichte 2, 1910, S. 227) setzte Cyrill und seinen Anhang ab und exkommunizierte den Alexandriner, „bis er sich zum nizänischen Glauben bekehrt haben würde". Anfang Juli kamen die römischen Legaten in Ephesus an und nahmen am 10. und 11. Juli an den Sitzungen des Cyrillischen Konzils teil, um dessen Beschlüsse zu „bestätigen", da „Petrus das Haupt des gesamten Glaubens" sei. Sie nützten die günstige Stunde, „die neuen römischen Ansprüche des Dekretalenzeitalters auf der großen Weltbühne der orientalischen Reichskirche zu Gehör zu bringen" (Caspar a. a. O., S. 389). Aber daß diese Ansprüche von der ganzen Synode anerkannt worden seien, ist aus dem oben nach dem Zitat der Enzyklika wiedergegebenen lateinischen Bericht über die Schlußszene des Konzils wahrhaftig nicht zu erschließen: Beide, Cyrill und Cölestin, sind „Paulus", d. h. Lehrer und Beschützer des Glaubens. „Diese Zurufe lauteten bewußt und überlegt auf einen gleichgeordneten Parallelismus: Rom—Alexandria" (Caspar a. a. O., S. 409). Das Cyrillische Conciliabulum, das später mit Namen und Ansehen des III. ökumenischen Konzils versehen wurde, hat die christologische Streitsache ganz aus eigener Entscheidung und nicht in Ausführung der vorherigen Beschlüsse von Rom behandelt. Daß die Cyrillianer in ihrer verfahrenen Situation die Bundesgenossenschaft der römischen Legaten dankbar und volltönend begrüßten, ist geschichtlich verständlich. Die geschickt verteilten Vorstöße der römischen Legaten in der Richtung auf den Primatsanspruch sind von Cyrill in der Schlußansprache wieder „im synodalen Sinne zurechtgerückt" worden (Caspar a. a. O., S. 411). Wenn jetzt darauf unter dem Namen eines Papstes, dem geschichtliches Urteil zuzutrauen sein sollte, eine dogmatische Konstruktion aufgebaut wird, so ist das ein übles Beispiel von Geschichtsklitterung. Der wahre Machthaber, der damals den Gang der kirchlichen Ereignisse bestimmte, war der Kaiser mit seiner wankelmütigen Politik, und nicht der Bischof von Rom. Daß dieser um der kirchenpolitischen Verbindung mit „dem wider Gott rasenden Aegypter" (wie Theodoret den Cyrill benannte) und um der kirchenrechtlichen Theorie willen, die Cyrill nur scheinbar (!) anerkannte, die biblischen Wahrheiten der antiochenischen Christologie geringer einschätzte, ja gefährdete, und daß zugunsten des (nach dem Urteil des römisch-katholischen Priesters Ignaz Rucker) nur „knappnizänischen" und „auf der schiefen Ebene des Monophysitismus" sich bewegenden Cyrill der „strengnizänische" Nestorius preisgegeben wurde, der freilich nach Ausweis des etwas weinerlichen Liber Heraclidis kein großer Kirchenpolitiker aus hartem Holz, aber ein ganzer christlicher Charakter war, der (nach den Worten des römisch-katholischen Priesters L. Fendt) „Glanz, Ehre und Leben geopfert hat, damit die christliche Lehre auch der Menschheit Jesu ihre heiligen Titel und Rechte belasse und den ganzen Christus hineinstelle in unser Glauben und Leben" — all dies gehört für uns Protestanten seit Luther zu jenem „Antichristlichen" im Wesen des Papsttums, wo Kirchenrecht und Kirchenpolitik den Glauben beherrschen und verunstalten können. Der „heilige" Cyrill, dessen „fromme, aber unchristliche Orthodoxie recht zu charakterisieren die Feder eines Gottfried Arnold nötig wäre" (Loofs in Realenzyklopädie für protest. Theologie und Kirche 24, 1913, S. 243), wird zum „Lehrer der Kirche" (Doctor ecclesiae erhoben (1882), aber der wirklich fromme und seinem Gegner um einige Prozent an Rechtgläubigkeit (um in dem drüben beliebten quantitativen Maßstab bleiben zu dürfen) überlegene Nestorius muß von Neuem als lügnerischer Häresiarch diffamiert werden, wider alles Urteil der Geschichte! Historia ancilla theologiae!

Nach dieser grundsätzlichen Abwehr seien die beiden nächsten Teile der Enzyklika noch kurz charakterisiert. Die zunächst folgenden christologischen Darlegungen suchen mit einer Reihe von Schriftstellen zu beweisen, daß die beiden Naturen in Christus „substantialiter et hypostatice" und nicht, wie Nestorius wollte, „accidentali quodam ac morali vinculo" vereinigt seien. Und mit Worten aus der Summa des Thomas von Aquino wird dargetan, daß es keine Verkürzung der menschlichen Natur bedeutet, wenn die personbildende Kraft von der göttlichen Natur ausgeht. Die eine göttliche Person, welche als zweite Hypostase in der Trinität existiert, hat die göttliche und die menschliche Natur in sich vereinigt, und um dieser Vereinigung willen kann man von dem Menschen Christus Göttliches und von dem göttlichen Logos Menschliches aussagen. Diese Lehre ist von Anfang des Christentums an zu allen Zeiten von der römischen Kirche rein und unverfälscht festgehalten; nicht aber bei denen, die außerhalb des Schafstalls Christi bedauerlicherweise hin- und herirren. Ja gerade auch bei den religiösen Parteien, die, im 16. und 17. Jahrhundert ausgebrochen, sich heute noch mit dem christlichen Namen schmücken und die am Anfang noch fest zur Lehre von der Gottmenschheit Christi sich bekannten, kann man feststellen, daß sie heute auf die Frage nach der Christologie die verschiedensten Antworten geben. Nur wenige haben die richtige Lehre über die Person unseres Erlösers bewahrt; andere sehen in ihm einen mit göttlichen Kräften ausgestatteten Menschen, durch irgendein Geheimnis mit Gott verbunden; wieder andere einen irrtumsfähigen Menschen, der mit besonderen Gaben des Körpers und des Geistes über die übrigen emporgehoben sei. Deshalb ruft der Papst unter Berufung auf die Enzyklika „Mortalium animos" (CW 1928, Sp. 135 ff., 292 ff.) alle diejenigen, die sich rühmen, Christo zuzugehören („qui se Christi asseclas esse gloriantur"), zur Wiedervereinigung mit der Kirche auf, die den Glauben an Christus rein und vollkommen bewahrt hat. Es ist die Kirche, die als der Leib Christi die gottmenschliche Einheit der Person des Erlösers fortsetzt. Insbesondere „die Vorsteher der von uns getrennten Herde" (d. h. die Patriarchen und Bischöfe der orientalischen Kirche) werden an das von ihren Vorgängern in Ephesus feierlich ausgesprochene Bekenntnis des Glaubens erinnert, der in seiner Reinheit nur von der höchsten Autorität der Nachfolger des heiligen Petrus beschirmt und erhalten werden könne. Von dem vielfältigen Abfall von Christus und seinen schädlichen Folgen in der Gegenwart gibt es nur den einen Weg zurück zur Einheit der Kirche. Nur so können wieder glücklichere Zeiten anbrechen, dank der Gunst des heiligen Herzens Jesu für „die Seelen der Sterblichen" (mortalium animio), für alle Einzelnen, wie für die Familien und die Staaten, die völlig in Verwirrung geraten sind.

Schließlich entwickelt die Enzyklika als letzten Punkt das Dogma von der göttlichen Mutterschaft Marias, das als eine Schlußfolgerung aus dem Vorausgehenden sich ergebe. Auch hierzu sind Schrift (Luk. 1, 43) und Tradition (Ignatius, Ad Ephes. VII, 18—20, und Tertullian, De carne Christi c. 17) als Zeugen aufgerufen. Die Verkündigung dieses Dogmas ist in Ephesus vom Volk mit besonders freudigem Zuruf aufgenommen worden und es ist „als sicher" anzunehmen, daß die große Gottesmutter diesem wunderbaren Schauspiel vom Himmel freundlich lächelnd zugeschaut und ihren Beschützern gegen die Nestorianische Häresie besonders nahe beigestanden hat. Aus diesem Dogma der göttlichen Mutterschaft fließt wie aus geheimnisvollem Quell für Maria ihr Gnadencharakter, die höchste Würde nach Gott. Sie ist, wie in einem Zitat aus den ungeheures Stoffmaterial kritiklos zusammentragenden und darum in der deutschen katholischen Theologie nicht besonders geschätzten Kommentaren des Jesuiten Cornelius a Lapide († 1637; vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon 7, 1891, 1428 f.) ausgeführt wird, weit erhabener als alle Engel; sie ist das Reinste und Heiligste, was es überhaupt an Reinheit unter Gott geben kann; sie umfaßt alle Privilegien, die je von Heiligen ausgehen können. „Was wollen dagegen die Neuerer und Akatholiken mit ihrem Vorwurf, daß wir Gott die ihm allein gebührende Anbetung durch diese Verehrung der Gottgebärenden Jungfrau entziehen!" Christus selbst kann nichts Lieberes zuteil werden, als daß wir seine Mutter nach Verdienst verehren, sie nach Gebühr wiederlieben und in Nacheiferung ihres heiligen Vorbilds einen sicheren Schutz uns verschaffen! Es soll nicht verschwiegen werden, daß unter den Neuerern eine stärkere Verehrung der gottgebärenden Jungfrau neuerlich einsetzt. Wenn es nicht, wie manche Nachrichten lauten, aus dem klugen Bestreben, die katholischen Gemüter zu einer Vereinigung zu gewinnen, sondern aus innerster Ueberzeugung geschieht, dann darf man hoffen, daß mit Hilfe der heiligen Jungfrau, die auch die Irrenden mit ihrem mütterlichen Schutze betreut, solche Marienverehrer „zur Einen Herde Christi und so auch zu Uns, die wir, wenn auch ohne Verdienst, seine Stelle auf Erden innehaben und seine Autorität aufrechterhalten, endlich einmal zurückgeführt werden möchten".

Viel süßer und angenehmer ist aber dies, daß die Mutter unseres Erlösers auch unser aller, die wir Christi Brüder heißen dürfen (Röm. 8, 29) allergütigste Mutter sein will. In sehr beweglichen Worten, unter mehrfachem Zurückgreifen auf die Marien-Enzyklika Leos XIII., „Octobri mense adventante" vom 22. September 1891, wird diese Mutterschaft Ma-

riens in allen Nöten, in allen Freuden, in allen Stürmen und Verwirrungen der Zeit als Heilmittel gepriesen. Insbesondere werden die Brüder der orientalischen Kirche noch einmal aufgerufen, der gemeinsamen Marienverehrung, in der sie mit der römischen Kirche verbunden sind, die Krone dadurch aufzusetzen, daß sie um die altbyzantinische Madonna aus Mosaik in der „Liberianischen Basilika" (Sta Maria Maggiore) in Einheit des Glaubens mit den Römern sich versammeln. Unter Erinnerung an die Enzykliken über die Ehe (Casti Connubii vom 31. Dezember 1930) und die Erziehung (Divini illius magistri vom 31. Dezember 1529, CW 1931, Sp. 384 ff.) wird gesagt, daß die hier der Welt kundgegebenen Grundsätze in der Heiligen Familie zu Nazareth ein Vorbild hätten, das namentlich allen Müttern, die der Nachkommenschaft und der Ehe überdrüssig geworden sind, von Bedeutung sei. Zum Schluß gibt der Papst Anweisung an die Ritenkongregation, ein Offizium und eine Messe de Divina Maternitate auszuarbeiten, die in der ganzen Kirche zu feiern seien.

Die Aufnahme der Enzyklika in den Kirchen der Orthodoxie „ist nicht derart gewesen, daß man auf eine baldige Wiedervereinigung der griechisch-orthodoxen mit der römischen Kirche rechnen darf" (Schönere Zukunft 14. 2. 1932 unter Berufung auf Oss. Rom.; vgl. auch CW Nr. 10, Sp. 479). Die päpstliche Tageszeitung beschäftigte sich ausführlich mit einer Kundgebung der „Agenzia d'Atene", die selbstverständlich die Uebereinstimmung in den beiden Punkten der Christologie und der Muttergottesschaft Mariens zugibt, aber bezüglich des dritten Punktes fortfährt, daß die Orientalen den Bischof von Rom unter denselben Voraussetzungen auch heute in seinen Ehrenrechten anzuerkennen bereit seien, wie Cyrill das dem römischen Bischof Cölestin gegenüber getan habe, daß nämlich die Patriarchen von Konstantinopel und Antiochien und der „Papst" von Alexandria ihre eigenen Jurisdiktionsgebiete und Rechte behielten. Das gibt dem Osservatore Romano (1932, Nr. 18) in einem Artikel über „den Primat und die dissidenten Griechen" den Anlaß, noch einmal im Sinn der Enzyklika den historischen Vorgang (unter Berufung auf den Artikel Echos d'Orient 1931, S. 257 ff.) zu deuten und die Synode von Ephesus zur Ausführerin der Beschlüsse des römischen Bischofs Cölestin zu machen. Rom hat auch mit diesem Stück, wie bisher mit all seinen überkrampften Anstrengungen den orientalischen Christen gegenüber keine glückliche Hand gehabt. Aber auch in den eigenen Reihen ist es von der Enzyklika sehr bald merkwürdig still geworden. Sie ist meist nur in kurzen Auszügen und nicht, wie die großen Enzykliken der letzten Jahre, in ausführlichen Uebersetzungen in die deutsche Presse gekommen. Jedenfalls ist die Enzyklika ein weiterer Vorstoß in der Richtung des päpstlichen Zentralismus, der auch schon so gedeutet wurde, als ob der gegenwärtige Papst aus den Erfahrungen des letzten Jahres heraus (CW, Sp. 516 f.) auch seiner Umgebung eine Lehre hätte geben wollen. Aus dem verworrensten Zeitalter der Kirchen- und Dogmengeschichte die „lux veritatis" leuchten zu lassen, war jedenfalls gewagt und ist nicht geglückt. Auch bezüglich der christologischen und der mariologischen Parteien nicht. Es ist in einzelnen katholischen Kreisen schon versucht worden, uns Protestanten den Christennamen abzusprechen, weil wir nicht die rechte Christologie hätten, die nach den Gedankengängen der Enzyklika auch zur Mariologie führen müsse. Die Augsburger Postzeitung hat nach Erlaß der Enzyklika Mortalium animos einen langen Kampf gegen Söderbloms „Christentum" geführt, leider mit Berufung auf die Polemik einer Gothenburger piektistisch-orthodoxen Kirchenzeitung. Bei aller Mannigfaltigkeit unserer christologischen Anschauungen wissen wir Protestanten uns darin solidarisch, daß schon mit Luther anhebt die lange Reihe der Versuche, den ephesinisch-chalzedonensischen Formeln der Communicatio idiomatum einen neuen Sinn abzugewinnen, und vom göttlichen Werk Christi, von den „Wohltaten" unseres Herrn und Erlösers, ein neues Verständnis seiner Person zu gestalten. Dabei ist der Reif gesprungen. Wir stehen in der Tat alle nicht mehr auf dem Boden des cyrillisch-chalzedonensischen Dogmas, von dem aus der Papst uns zum Kultus der Maria und zur Anerkennung seines Primats führen will.

Auch sonst nimmt der Papst gerne Gelegenheit zu verkündigen, daß der Christenname ohne Unterwerfung unter die römische Kirche zum mindesten eine Selbsttäuschung sei. So in einer Ansprache an die Zöglinge des Angelicum, des theologischen Zentralinstituts der Dominikaner (Oss. Rom. vom 12. 3. 1931): „Es gibt viele, gerade heutzutage, die da sagen, erklären, verkündigen, Christo dienen zu wollen, ohne der Kirche zu dienen; Jesu Ideen zu folgen, seinen Willen zu bekennen, zu fördern, zu verteidigen, seinem Beispiel zu folgen und noch mehr an solch großen Worten, die so groß und weitspannend sind, daß sie schließlich nichts mehr umfassen. Es sind Geburten unserer Tage, diese panchristlichen Initiativen" (vgl. CW 1928, Sp. 136, 138) „und sie sind einerseits nichts anderes als Selbsttäuschung, andererseits das Bestreben, andere zu täuschen. Sie glauben, Christo folgen zu können, ohne der Kirche zu folgen. Die wirkliche Wahrheit ist: Ubi Petrus, ibi Ecclesia. Ubi Ecclesia, ibi Christus. Also auch: Ubi Petrus, ibi Christus. Nur wenn man der Kirche Petri" (d. h. der römisch-katholischen Kirche) „dient, kann man die Gewißheit haben, auch Jesu Christo zu dienen."

Die beiden Kanonisationen des italienischen Kardinals Bellarmin (29. Juni 1930) und des deutschen Scholastikers Albertus Magnus (16. Dezember 1931; veröffentlicht am 10. Januar 1932; Oss. Rom. 1932, Nr. 7; Act. Apost. Sed. 1932, S. 1 ff.; Deutsche Uebersetzung Köln. V.-Z. 1932, Nr. 17) sind dadurch ausgezeichnet, daß beim ersteren kurz darauf und beim letzteren mit der Heiligsprechung verbunden, die Ernennung zum Lehrer der Kirche (Doctor ecclesiae) erfolgte. Formelle Ernennungen zum Kirchenlehrer gibt es erst im nachtridentinischen Katholizismus, nachdem in der Tradition des Mittelalters die vier Kirchenlehrer der abendländischen Kirche (Gregor, Ambrosius, Augustin, Hieronymus) entsprechend den vier Evangelisten und den vier morgenländischen Kirchenlehrern (Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Athanasius) in allgemeine Verehrung gekommen waren und auch vielfach ihren Platz an den Kanzeln der gotischen Kirchen bekommen hatten. Als erster Doctor ecclesiae wurde ernannt im Zusammenhang der tridentinischen Restauration: Thomas (1568). Es folgten: Bonaventura (1588), Anselm (1720), Isidor von Sevilla (1722), Petrus Chrysologus, der um 450 verstorbene Bischof von Ravenna (1729), Papst Leo der Große (1754), Petrus Damiani (1828), Bernhard von Clairvaux (1830), Hilarius (1851), Alfons von Liguori (1871), Franz von Sales (1877), die orientalischen Kirchenlehrer Cyrill von Alexandrien, Cyrill von Jerusalem und Johannes Damascenus (1882), Beda Venerabilis (1899), Ephraem der Syrer (1920). Der gegenwärtige Papst hat zum Kirchenlehrer ernannt: Canisius (1925), Johann vom Kreuz (1926), Bellarmin (1931), Albertus Magnus (1932). Eine bunte Reihe: unter den 28 bisherigen Kirchenlehrern sind 8 Orientalen; 2 Päpste, 3 Kardinäle, 14 Bischöfe, 8 Priester, 1 Diakon. Von den 4 letzten Ernannten sind 2 Jesuiten, 1 Karmeliter, 1 Dominikaner.

Die Heiligsprechungen der beiden neuen Kirchenlehrer, die je mitten im kampfreichen Leben standen, gingen nicht so glatt und rasch vor sich, wie die Kanonisation einer einfachen visionären Nonne oder eines treuen Klosterpförtners. Bei Albertus, der 15. November 1280 als Lehrer und Hilfsbischof in Köln starb (1260—62 war er Bischof von Regensburg), setzten die Bestrebungen zur Kanonisation schon 1483 bei Erhebung der Reliquien (in der Dominikanerkirche zu Köln) ein; sie wurden im 17. Jahrhundert und zur Zeit des Vatikanums (1870) wiederholt. Jedesmal ohne den vollen Erfolg. 1622 gestattete Papst Gregor XV., daß Albert als Seliger in Regensburg verehrt werde. Dasselbe wurde 1631 der Stadt Lauingen, dem Geburtsort des neuen Heiligen, und auf Wunsch des Kaisers dem im 30jährigen Krieg in Deutschland wieder vordringenden Dominikanerorden, seit 1670 dem ganzen Predigerorden je für den 15. November, dem Todestag Alberts, erlaubt. Allmählich breitete sich diese Art der Verehrung immer mehr aus, wie in der Kanonisationsbulle einzeln erzählt wird. Doch ein Irrtum ist es, wenn es dort weiterhin heißt: „Besondere Erwähnung verdient noch, daß in Riga eine Kirche dem heiligen Albert geweiht ist: allen Besuchern dieser Kirche gewährte Leo XIII. einen vollkommenen Ablaß, ein Indult, das für ewige Zeiten gegeben ist." Die katholische St. Adalbertskirche in Riga, die im Jahre 1902 mit Ablaßprivilegien des damaligen Papstes gebaut wurde, hat mit dem Kölner Scholastiker Albert dem Großen gar nichts zu tun, der keinerlei Beziehungen zu Riga hatte, sondern ist dem Slawenapostel Adalbert von Gnesen († 997) geweiht. Auch das Albertus-Denkmal im Hof der (heute protestantischen) Domkirche in Riga, das der Warschauer Nuntius Ratti seinerzeit bei seinem Besuch in Riga mit Interesse vom protestantischen Domküster sich zeigen ließ (daher vielleicht die Verwechslung?), hat nichts mit dem neuen Heiligen zu tun, sondern ist ein Denkmal des deutschen Bischofs Albert I. († 1229), des „Apostels der Livländer" und Begründers von Riga (vgl. Wetzer und Welte 1, 1886, 420 ff.), der

1206 die Kathedrale weihte. Ein solcher Schnitzer in einer päpstlichen Bulle hat natürlich mit dem Infallibilitätsdogma nichts zu tun, wie protestantischer Argwohn leicht mutmaßen möchte, aber er zeigt doch die Leichtfertigkeit der Bullenfabrikation auch in der Gegenwart. Die Schlafsucht Homers hat die gelehrten Konsultoren der durch Motu proprio vom 6. Februar 1930 begründeten Historischen Sektion der Ritenkongregation daran gehindert, ihren als geschichtskundig gerühmten Herrn vor einer solch kleinen Bloßstellung zu bewahren.[1])

Pius XI. hat die jetzt nach dem Krieg nicht nur von der deutschen Vereinigung der katholischen Akademiker und von allen deutschen Diözesen, sondern auch von den katholischen Gelehrten in aller Welt und von den Dominikanern neu aufgenommene Postulation der Heiligsprechung als „besonders zeitgemäß" zum vollen Erfolge führen lassen: 1. weil Albert „das vollendete Ideal eines Friedensstifters" ist, wie es unsere friedlose Zeit braucht; 2. weil er mit seinem ganzen „herrlichen Schrifttum" „den Gottlosen gerade in unseren Tagen" die Vereinbarkeit des übernatürlichen Glaubens mit der natürlichen Vernunft und aller weltlichen Wissenschaft predigt. Wie ein zweiter Paulus wünscht der heilige Albertus nichts sehnlicher, „als alle denkenden Geister in den Gehorsam Christi zurückzuführen".

Fortsetzung folgt

Marburg Heinrich Hermelink

Bücher und Schriften

Sowjetrussische Reiseeindrücke. Von Rudolf Mirbt. München, Chr. Kaiser 1932. 188 S. 3.20 M.

Der Titel sagt genau, was der Inhalt bringt. Ohne Prätension, sich ganz in den Grenzen dessen haltend, was ein wacher Beobachter in kurzer Zeit und unter begrenzten Möglichkeiten sehen und festhalten konnte, läßt uns der Verfasser an seiner interessanten Reise teilnehmen. Man fühlt sich geborgen in seiner Gesellschaft und dankt ihm, daß er einen mitgenommen hat. R

Die unbekannten Brüder. Das ethische Problem Mensch und Kreatur. Von Julie Schlosser. Berlin, Furche-Verlag 1932. 203 S. 4.80, geb. 5.80 M.

Kurz vor Weihnachten wurde dies Buch ausgegeben. Ein „Weihnachtsbuch" im (mit Recht oder Unrecht) üblichen Sinne war es nicht. Es hätte schon eins sein können. Nämlich für die unvernünftige Kreatur. Damit die auch einmal — nicht nur in Märchen und Legenden — zu ihrer Bescherungsfreude gekommen wäre. Weihnachten, Erlösung, Christus auch für die „unvernünftige (!) Kreatur", nein für die — „unbekannten Brüder".

Für die Menschen war es kein Weihnachtsbuch. Dafür war es zu ernst, zu erschreckend. Ich habe auch nicht gemerkt, daß es als solches irgendwo begrüßt worden wäre. Es ist überhaupt kein Buch, das einen raschen Erfolg haben könnte. Es muß sich hineinbohren in Herzen und Gewissen, hier und dort, und so immer weitere Kreise erfassend.

Zunächst unter den Christen. Unter den Kirchenchristen. Denn die müssen vor Andern Buße tun. Der unvernünftigen Kreatur gegenüber. Jeden für sie als Bruder kennenlernen und anerkennen.

Ich fühle mich durchaus mitschuldig an dem heutigen Zustande. Und was schlimmer ist, fühle mich zu alt, um mich nun so einzustellen, wie die Fürsprecherin einer von uns vernachlässigten und durch uns leidenden Welt es verlangt. Es sind Partien in dem Buch, die man kaum lesen kann. Man schließt lieber die Augen zu — vor den Tatsachen! Aber wenn man sie sieht: kann man sie ändern? Oh, unendlich vieles kann geändert, gebessert werden. Anderen gegenüber bleibt man in den Problemen stecken. Der Einzelne kann umkehren. Es können sich Bünde bilden, die aus der rechtschaffenen Einsicht die Konsequenzen ziehen. Die heutige Menschheit, die heutige Kultur unseres Abendlandes freilich herumzureißen, scheint fast unmöglich. Man muß schon Glauben haben als ein Senfkorn, Berge versetzenden.

Dabei ist die Verfasserin keine fanatische Moralpredigerin. Sie sieht die Schwierigkeiten, hat Nachsicht mit uns und Geduld. Möge sie dafür den Dank finden, daß sie keine Predigerin in der Wüste bleibt. Sie darf ja auf Kampfgenossen hinweisen: auf Albert Schweitzer, auf Ragaz. Aber was ist das unter so Vielen? Es mag Manchem zu hart erscheinen, daß wir unser viel beschwertes Gewissen auch noch mit dieser Not belasten sollen. Aber schließlich ist da doch ein großer Zusammenhang von Allem mit Allem. Und gerade als Christen sollen, müssen wir den sehen, sollen und müssen hören, wenn uns so etwas gesagt wird. Gerade die Theologen, die Ethiker unter den Theologen, sollen den Streit um die Prinzipien auch hier aufnehmen.

Wir sind der guten Zuversicht: wenn so ein Buch da ist, tut es auch seine Wirkung. R

Die Macht. Roman. Von Robert Neumann. Berlin, Paul Zsolnay Verlag 1932. 586 S. 7,80 M.

Die psychoanalytische Exegetik von heute wird uns in den Romanen ein bißchen viel. Sie hat ihren Wert und ihre Bedeutung, wenn sie die Ergebnisse der psychoanalytischen Wissenschaft in eine dichterische Form umgießt, die tatsächlich etwas Neues ist, — so bei James Joyce und Bernanos, sie ist uns zuwider, wenn sie das dichterische Unvermögen, eine Psyche zu dichten, verschleiern soll und mit öden Gemeinplätzen, an den Haaren herbeigezogenen Komplizierungen und gar Unappetitlichkeiten einherstolziert. Robert Neumann nun, der im Grundsatz recht hat, wenn er die Menschen handeln und leben lassen will, anstatt sie zu analysieren, bleibt diesem seinem Grundsatz leider nicht treu. Zwar läuft die Handlung seines Romans geschwind und spannend ab, jedoch auch er benutzt die Methoden der psychoanalytischen Literaten, wenn er in die Schilderung eines Zustandes oder einer Aktion Gedanken in der Form der direkten Rede der jeweils behandelten Person einfügt. Und er tut es mehr als oft. So ist es denn schade, daß dieser ohne Frage hochbegabte Schriftsteller seinen Stil auf solche Weise verunziert. Denn um jene Weise des Schreibens dichterisch schön und eindrucksvoll zu machen, muß man schon ein Meister wie Joyce sein.

Mit Virtuosität knüpft Neumann ein Netz von Zusammenhängen, die sich über die Welt spannen. Da gerät der georgische Insurgent gegen die Sowjetmacht, Fürst Karachan, in die Schlinge einer mit Politik und Wirtschaft spekulierenden Gruppe von Leuten, die den kleinen Karachan wie ein Püppchen an den Fäden führen und ihn zum Werkzeug ihrer kühnen und knapp das Verbrechen streifenden Methoden machen. Ein Gewirr von Fäden, die diabolisch durcheinanderlaufen und schließlich doch alle auf einen Punkt zusammenlaufen: beim Geld. Neumann hat nicht unrecht, wenn er die kühnsten Spekulationen, die tollsten, von einer scheinbar unsichtbaren Macht finanzierten politischen Machinationen, uns in schönster Ordnung und aufs sauberste, wenn auch aufs gefährlichste verknüpft darstellt. Denn wir harmlosen Staatsbürger, und gar mancher Politiker mit uns, wir ahnen wenig oder nichts von der Rolle, die das Kapital und der wirtschaftliche Vorteil in den hohen Ereignissen in der Politik spielen. Neumann, oft nahe daran, der Sensation zu verfallen, kehrt immer noch im letzten Augenblick zu der Wirklichkeit zurück. Daher der überdurchschnittliche Wert des Romans.

Das Ende der Geschichte legt die logische Einfachheit der vorhergehenden subtilen Verwirrung dar: Das Kapital deckt seine Karten auf, Karachan ist aus dem Spiel entlassen, das Geschäft ist zur Zufriedenheit geglückt, dem dunklen Mittelsmann zwischen dem Kapital und der parsivalischen Figur jenes kleinen Insurgenten geht die Luft aus, er endet durch Selbstmord. Fazit: die ganze Rechnung war höchst einfach. Der Roman handelt „von der Naturgeschichte des Geldes". Hans E. Friedrich

Chronik

Der für 1933 in Lübeck vorgesehene Deutsche evangelische Kirchentag ist verschoben worden.

An den pädagogischen Akademien in Preußen, Hessen und Mecklenburg-Schwerin waren im Wintersemester 1930/31 2330 Studierende eingeschrieben, darunter 599 Frauen. 1869 waren evangelisch, 429 katholisch, 2 sonstige Christen, 15 jüdisch, 12 Dissidenten; in drei Fällen ist die Konfession unbekannt. Rb 138

Die Leistungen des preußischen Staates sind für die evangelische Kirche auf 30 424 136 (1930: 55 347 900), für die katholische Kirche auf 12 714 620 M. herabgesetzt. Rb 140

In der altpreußischen Kirche ist die Zahl der Abendmahlsgäste von 4 520 386 (1928) auf 4 148 478 (1930) gefallen, das ist um fast 22%.

Der Vorsitzende des Anhaltischen Evangelischen Landeskirchenrats Dr. Knorr ist als deutschnationaler Vertreter neben einem Nationalsozialisten zum Anhaltischen Staatsminister gewählt worden. Unter Zustimmung des Landtags und des Landeskirchentages (auch der religiösen Sozialisten) behält er sein früheres Amt bei. Er hat zugesagt, im Falle von Konflikten eins der beiden Aemter niederzulegen.

Die Lippische Landessynode hat in der Anschlußfrage an Preußen eine entscheidende Stellung abgelehnt, weil die finanziellen Auswirkungen noch nicht geklärt seien, aber eine Fortführung der Verhandlungen gewünscht. Rb 139

Die Zahl der Studenten der evangelischen Theologie in Deutschland in diesem Sommer beträgt nach vorläufiger Zählung in Tübingen 932, Erlangen 585, Halle 507, Marburg 505, Leipzig 503, Bonn 463, Königsberg 445, Göttingen 430, Breslau 424, Greifswald 419, Münster 333, Heidelberg 318, Ro-

[1]) Ich wage diese Bemerkung, obwohl ich auch den Schluß der Dekretale gelesen habe, worin „in Vollmacht der apostolischen Autorität alles, was oben gesagt ist, in seiner Gesamtheit und in allen Einzelheiten bestätigt, versichert, von Neuem festgestellt und vorgeschrieben, sowie der ganzen katholischen Kirche verkündigt wird" und worin jedem, der „gegen die Feststellung, den Beschluß, den Befehl und den Willen dieser Bulle etwas einzuwenden sich vornehmen sollte, die Ungnade des allmächtigen Gottes und der Fluch der Apostel Petrus und Paulus" in Aussicht gestellt wird (Act. Apost. Sedis 1932, S. 16—17).

stock 302, Gießen 246, Jena 205, Kiel 154, außerdem in Bethel 238, in Elberfeld 75. Die endgültigen Zahlen werden noch höher sein. Da die hier mitgeteilten bereits 7082 ergeben und Berlin, weil hier die Zählung noch nicht abgeschlossen war, in obiger Aufstellung noch fehlt, im Sommer 1931 hier aber die Zahl 839 betrug, so wird die endgültige Gesamtzahl wahrscheinlich 8000 übersteigen. Die Folgerungen, die Kübel (CW 1932, Sp. 547 ff.) gezogen hat, werden also noch ernster.

Unter den deutschen evangelischen Missionsgesellschaften hatten 1930 die größten Einnahmen Basel mit 2 597 451 Schweizer Franken, Berlin 1 244 539, Barmen 1 059 749 Mark; es folgen Adventmissiongesellschaft mit 726 294, Leipzig 679 213, Brüdergemeine 567 091, Hermannsburg 529 866, Bethel 472 625, Neuendettelsau 395 483, Neukirchen 358 412, Breklum 237 229, Ostasienmission 225 326, Goßner 195 755, Deutscher Hilfsbund 193 746, Lepsius 168 641, Mohammedanermission Wiesbaden 160 734, Allianz-Chinamission 125 129, Jerusalemsverein 111 791, Norddeutsche 110 549, die übrigen sechs unter 100 000 M.

In der Gegend von Magdeburg hat als Freidenkerersatz für die kirchliche Trauung eine Eheweihe stattgefunden. Auf dem Friedhof der freireligiösen Gemeinde Berlins in der Pappelallee stehen zwei Tafeln mit der Inschrift: Kreuze und andere Abzeichen religiösen Aberglaubens dürfen auf diesem Friedhof nicht niedergelegt werden." DEK 22

Die Gesellschaft Jesu zählt jetzt 22 337 Mitglieder, 659 mehr als 1930; davon in Italien 1879, Spanien, Portugal und Lateinamerika zusammen 5269, Frankreich 2953, England 3639, Vereinigte Staaten 4321, Deutschland 3069, slawische Staaten 1297. In den Vereinigten Staaten besitzt der Orden jetzt 12 Universitäten und 25 verschiedene Colleges.

Der Jesuit Max Pribilla nennt in den Stimmen der Zeit den Erzbischof Söderblom „eine ideale Persönlichkeit von größtem Ausmaß" und würdigt die von ihm ausgegangene ökumenische Bewegung mit dem Bedauern, daß die Katholiken „in der Arbeit für die Besserung der internationalen Beziehungen recht zurückstehen und im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl einen geradezu beschämend geringen Einfluß ausüben".

Der Gesamtausschuß zur Vorbereitung der Vereinigung der Hessischen Kirchen hat beschlossen, daß erst die Frage des Anschlusses an die Evangelische Kirche der altpreußischen Union von den beiden im preußischen Staatsgebiete liegenden Landeskirchen geklärt und erst nach ihrer Entscheidung die Verhandlungen über den Zusammenschluß der fünf Landeskirchen wieder aufgenommen werden sollen. Rb 124

Im Nassauischen Landeskirchentag beantragte der Christlich-Nationale Bekennerbund dem Landesbischof, Landeskirchenamt und Landesausschuß für Religionsunterricht wegen Verurteilung des Abgeordneten Lehr nach dem Republikschutzgesetz, Vorgehen gegen einen Geistlichen wegen eines Zeitungsartikels und Beauftragung zur Begutachtung des Religionsunterrichts an einen sozialdemokratischen Kreisschulrat das Vertrauen zu entziehen. Der Antrag wurde von den übrigen vier Gruppen, also mit Zweidrittelmehrheit, in nichtöffentlicher Sitzung abgelehnt. Wegen der Notverordnung betreffs Nichteinberufung des Landeskirchentages wurde der Landeskirchenregierung, ebenso aber dem Landeskirchentage der gute Glaube zugebilligt, aber durch Abänderung der Verfassung der Wiederholung eines solchen Vorkommnisses vorgebeugt. Den Geistlichen wurde das Tragen politischer Abzeichen und die Beteiligung an Umzügen verboten. Der Antrag des Christlich-Nationalen Bekennerbundes auf sofortigen Anschluß an die altpreußische Union wurde abgelehnt, dagegen die Landeskirchenregierung ersucht, zur gegebenen Zeit die Möglichkeit zur Angliederung an die Preußische Landeskirche in Verhandlungen mit dieser zu prüfen. Ev. Gem. Wiesb. 19/20.

Die nationalsozialistischen Pfarrer in Baden haben sich zu einer kirchenpolitischen Gruppe zusammengeschlossen, die auch in die nächsten Kirchenwahlen einzugreifen beabsichtigt.

In Bayern sind 1930 1569 Erwachsene in die Landeskirche rechts des Rheins eingetreten, davon 1216 aus der römisch-katholischen Kirche, ausgetreten 2215, darunter 349 zu der römisch-katholischen Kirche.

Der Kirchentag der Kurmark in Potsdam hat auf Antrag von Dr. Stünzner, Eichwalde, am 9. Mai sich dafür ausgesprochen, daß eine evangelische Kirche als Stätte der Stille und Weihe wenigstens an den Sonn- und Feiertagen allen Evangelischen den ganzen Tag frei zugänglich sein und Gelegenheit zu stillem, außeramtlichen Gottesdienst bieten muß. Der Kirchentag erblickt darin ein unentbehrliches Hilfsmittel der Sonntagsheiligung und die Voraussetzung für eine neue Ueberlieferung, deren Verwirklichung nicht von heute auf morgen, sondern auf lange Sicht gestellt sein muß. Der Kirchentag ersucht die Gemeinden, der Generalsuperintendentur spätestens bis zum 1. Oktober mitzuteilen, ob sie mit der Sonntagsöffnung der Kirchen begonnen haben, und regt an, geeignete Schritte zu unternehmen, welche die Einführung dieser Sitte in ganz Deutschland zum Ziele haben.

Auf der Kreissynode Friedrichswerder II in Berlin beantragte namens des Presseausschusses Pfarrer Dr. Stahn, bei den bevorstehenden Kirchenwahlen möge man, wo Wahlkampf stattfindet, bemüht sein, „die verschiedenen Gruppen zu einem gemeinsamen Wahlaufruf zu veranlassen, der die gemeinsame Basis stillschweigend voraussetzt oder — sie auch beim Gegner anerkennend — nur kurz berührt und das Trennende so sachlich und klar behandelt, daß die Wähler wirklich aufgeklärt werden". Der Antrag verfiel jedoch der Ablehnung durch die positive Mehrheit.

Die nur durch private Vereinigung unterhaltene Pariser evangelische Fakultät ist durch die finanzielle Krise schwer bedroht und wendet sich mit einem Aufruf um Hilfe an die Oeffentlichkeit.

Artur Henderson hat auf ein Begrüßungsschreiben der Methodistenprediger der Schweiz geantwortet, daß dies Schreiben den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht habe, da er vor 50 Jahren Probeprediger der Methodisten geworden sei. Evang 18

In Holland ist eine Stiftung „Institut für systematische Theologie", hauptsächlich für die Universität Leiden ins Leben gerufen. epn 59

In dem ersten Dorf, das auf dem trockengelegten Boden der Zuidersee errichtet ist, wurden nach Schluß des Deiches in der von einem besonderen Zuiderseefonds gestifteten Kirche am 25. Mai ein Fest abgehalten. epn 60

Die Kommission des Unterhauses der Konvokation von Canterbury hat das Zugeständnis der Bischofskonferenz in der Frage der Geburtenregelung gemißbilligt und verdammt den Gebrauch jedes empfängnisverhütenden Mittels aus Motiven der Selbstsucht, des Luxus oder der bloßen Bequemlichkeit. Die hauptsächlichste und einleuchtendste Art der Beschränkung von Geburten, soweit sie notwendig sei, sei die Enthaltsamkeit.

Am 1. Mai hat zum ersten Male ein Freikirchlicher in der Westminster Abbey predigen dürfen. Ref Kz 22.

Innerhalb des katholischen Klerus Frankreichs ist von 1900—1930 die Zahl der Todesfälle um 13 000 größer gewesen als die der Zugänge. Eine einzige Diözese (Lille) weist ein Wachstum auf, acht sind sich ungefähr gleich geblieben, die übrigen 78 sind alle in dauernder Abnahme begriffen.

Der Eröffnungsgottesdienst des Konsistoriums (d. h. der Synode) der Kirche Augsburgischer Konfession in Elsaß-Lothringen wurde zum ersten Male in deutscher Sprache (später abwechselnd deutsch und französisch) gehalten.

Der theologische Professor an der Universität Prag D. Sanda, der sich für den vom Nuntius zur Abdankung gezwungenen Erzbischof Kordatsch eingesetzt hatte, wurde von der Ausübung der kirchlichen Funktionen suspendiert und ihm der weitere Unterricht verboten. Auf das Angebot, daß ihm verziehen werden solle, wenn er seine Artikel gegen den Nuntius öffentlich widerrufe und auf die Ausübung seiner Professur verzichte, hat Sanda ablehnend geantwortet und dem Nuntius jede Berechtigung abgesprochen, in innere Angelegenheiten der Tschechoslowakei einzugreifen. Ihm ist nun unter Androhung der Exkommunikation das Betreten der theologischen Fakultät verboten; im Uebertretungsfalle werden die Studenten angewiesen, sich sofort nach der Kapelle zu begeben und für die Bekehrung Sandas zu beten. Im Falle der Unnachgiebigkeit soll Sanda nicht bloß exkommuniziert, sondern auch seiner priesterlichen Würden enthoben werden. VZ 276. Inzwischen hat der Völkerrechtslehrer Professor Hobza ein Gutachten erstattet, wonach das Vorgehen des Nuntius eine unzulässige Einmischung darstelle, und der akademische Senat hat sich auf die Seite Sandas gestellt. Frkf Ztg 14. 6.

An der 150-Jahrfeier der evangelischen Kirche in Warschau nahm der Staatspräsident sowie eine ganze Anzahl Vertreter der höheren Behörden mit dem Kultusminister Jendrzejowicz an der Spitze teil.

Auf einer Versammlung des Budapester Lutherbundes wurde nach einem Vortrag des Senatspräsidenten Krayzell, auf Antrag des Bundesdirektors Szimonidesz beschlossen, religiöse Zusammenarbeit aller derjenigen lutherischen Kirchen in den Nachfolgestaaten des ehemaligen Ungarn zu fördern, die vor dem Frieden von Trianon zur evangelischen (lutherischen) Kirche Ungarns gehörten. D. Sutna regte reformierterseits die Zusammenarbeit der lutherischen und reformierten Kirchen der Slowakei an.

Das spanische Kriegsministerium hat entgegen den früheren Bestimmungen die Heranziehung der Mitglieder der Gesellschaft Jesu zum Militärdienst verfügt.

Der König von Italien steht seit vielen Jahrzehnten zum ersten Male im päpstlichen Jahrbuch als Inhaber des Christusordens, auch Mussolini als Ritter vom Goldnen Sporn. Das Kardinalskollegium zählt, da 15 Sitze nicht besetzt sind, nur 55 Mitglieder. Ref Kz 20

In Stanislau wurde die evangelische Kirche den Russisch-Orthodoxen für ihre Osterfeier zur Verfügung gestellt, nachdem die Unierten dies verweigert hatten. Ev Gem Bl Stanislau 10

Die allgemeine Methodistenkonferenz in Atlantic City trat dem vom methodistischen Kirchenausschuß aufgestellten Beschluß bei, worin es unter anderem heißt:

„Wir glauben, daß für die Welt die Zeit gekommen ist, die Tatsache anzuerkennen, daß die Belastung Deutschlands mit der Alleinschuld am Weltkriege durch Artikel 231 des Versailler Vertrags gerechterweise nicht aufrechterhalten werden kann. Wir hoffen deshalb, daß religiöse und andere Körperschaften überall in der Welt sich uns anschließen werden, um den Völkerbund zu nötigen, Wege zu suchen für eine Revision dieses Artikels. Wir glauben auch, daß die Zeit gekommen ist, daß die Welt die Tatsache aner-

kenne, daß weitere Reparationen auf Grund dieses Artikels von dem deutschen Volke nicht mehr gefordert werden sollten.

Die Regierungen von 59 Staaten, die im Vertrag von Paris dem Krieg amtlich entsagt haben, sollen nun auch die Waffen niederlegen, vornehmlich die, die für den Angriff bestimmt sind. Eine einschneidende Verringerung oder gänzliche Abschaffung solcher Waffen, wie Tanks, bewegliche schwere Geschütze, Flugzeuge, Flugzeugmutterschiffe und Gas, würde die Bedeutung des Pariser Vertrages bedeutend verstärken, tiefsitzenden Verdacht und Furcht bei den schlechter für den Krieg gerüsteten Völkern überwinden, das Wettrüsten der Völker verhindern und der jetzt in Genf tagenden Abrüstungskonferenz zum Erfolg verhelfen. Wir rufen die Welt zum Zeugen dafür auf, daß die den Versailler Vertrag unterzeichnenden Mächte bei der Erzwingung der Abrüstung Deutschlands feierlich erklärt haben, daß sie dies tun, ‚um den Beginn einer allgemeinen Beschränkung der Rüstungen aller Völker möglich zu machen'."

In New York hat unter Führung des Oberbürgermeisters Walker ein Demonstrationszug von mehreren 100 000 Personen für Erlaubnis von alkoholfreiem Bier stattgefunden. Am folgenden Tage stimmte der Bundessenat zum ersten Male seit dem Inkrafttreten der Prohibition über die Zulassung eines leichten Bieres mit 2½% Alkoholgehalt ab und lehnte den Antrag mit 61 gegen 24 Stimmen ab.

Von Personen. Ernannt: Der Bischof von Meißen Konrad Gröber zum Erzbischof von Freiburg; D. Baum, katholischer Studentenseelsorger in Dresden, erhielt einen Lehrauftrag für katholische Religionslehre am Pädagogischen Institut daselbst, das der Technischen Hochschule eingegliedert ist; Militärpfarrer von Lemberg D. Kesselring zum a.o. Professor für Systematik in Warschau. Promoviert: Missionar D. Gutmann zum Dr. iur. von Würzburg wegen seiner Verdienste um die Erforschung des Rechts der Wadschagga in Ostafrika; Predigerseminardirektor Liz. Besch in Neuhof zum D. von Königsberg; Albert Schweitzer zum D. von Oxford. Gestorben: der Sozialpolitiker Professor Heinrich Herkner in Berlin; Professor Geza Lencz in Debreczen.

Verschiedenes

Zweierlei Kampfesweise. Je mehr man heute Zeitschriften liest, um so stärkere Unterschiede in der Art der Auseinandersetzung lernt man kennen. Zwei Beispiele aus neuester Zeit: In dem Gemeinschaftsblatt „Licht und Leben" 1932 Nr. 17 hat Pfarrer Kuhlmann in Barmen den „Tod des Kommunisten" geschildert, das Sterben eines lungenkranken Proletariers, der bis zuletzt sein bitteres Mißtrauen gegen Kirche und Christentum behielt. Aber weil der (politisch rechtsstehende) Verfasser dieses Schicksal eines Arbeiters mit Schmerz und ehrlicher Achtung schildert, sollten viele Kirchenleute daraus lernen und würden alle Kommunisten diese Erzählung lesen können, ohne sich beleidigt zu fühlen.

Ganz anders ist der Aufsatz des bekannten Kulturpolitikers Dr. Ernst Krieck: „Was wird aus der Lehrerbildung in Preußen?" (in der „Neuen Deutschen Schule", Monatschrift, herausgegeben von den Akademiedirektoren Peters in Kiel und Räderscheid in Bonn). Ob und welche Fehler bei Berufung von Lehrkräften an Pädagogische Akademien in Preußen gemacht worden sind, mag man mit all dem Ernst erörtern, den die Sache fordert; aber die Art, wie hier z. B. (ohne Namensnennung) Fuchs angegriffen wird, ist ebenso verständnislos und übertreibend wie verletzend. Mit den Methoden heutiger politischer Agitation macht man keine Eroberungen im Reiche des Geistes und der Gesinnung. M

Eine Konferenz der Inneren Mission für die evangelischen Kirchen Südosteuropas fand vom 18.—21. Mai in Salzerbad statt. Es waren Vertreter aus Jugoslawien, Rumänien, Ungarn, der Tschechoslowakei, Polen, Deutschland und Oesterreich zugegen. Die Aufgaben der Tagung waren durch die äußere und innere Lage der evangelischen Kirchen des Südost- und Ostraumes Europas gewiesen, die, zwischen den russischen Osten und die Strömungen des Westens gestellt, als vorgeschobener Posten des Protestantismus, vor allem aber als Gebilde mit eigenartiger Kultur, besonderen Aufgabenkreisen und Notwendigkeiten bewertet wurden. Es handelte sich um großangelegte Pläne für die Arbeit im Südost- und Ostraum Europas.

Es wurde beschlossen, die Schaffung einer Verbindung der evangelischen Kirchen des Südostens und Ostens Europas zu gemeinsamer Vertretung gemeinsamer kirchenpolitischer und innerkirchlicher Belange anzuregen, einen Nachrichtendienst innerhalb dieser Kirchen einzurichten, eine Stelle in Wien für die wissenschaftliche Verarbeitung des Sachmaterials, womöglich unter Leitung von D. Dr. Hans Koch zu schaffen, die Erweiterung des Arbeitsgebietes der Bibelschule in St. Andrä in Kärnten auf den ganzen Südosten vorzubereiten. Der von D. Glondys für Kronstadt ins Auge gefaßte Plan der Errichtung einer apologetisch-evangelisatorischen Zentralstelle für Siebenbürgen wurde in dem Sinne erweitert, daß die Kronstädter Zentrale womöglich auch den Zugehörigen der übrigen evangelischen Kirchen zugänglich gemacht und unter Umständen nach Wien verlegt werde, um der Schulung der Kandidaten zu dienen, ehe sie in den Dienst dieser Kirchen treten. Es wird Aufgabe der Kirchenregierungen sein, zu diesen Plänen Stellung zu nehmen.

Zur Schulfrage faßte der Volkskirchliche Verband für evangelische Freiheit (Rheinland und Westfalen) am 6. Juni in Köln im Sinne seiner früheren Erklärungen zur Schulfrage folgende Entschließung:

„Die vom Evang. Oberkirchenrat geforderte kirchliche Einsichtnahme in den Religionsunterricht der Schulen soll der Kirche dem Staate gegenüber die Sicherheit geben, daß der evangelische Religionsunterricht ‚gemäß den Grundsätzen der evangelischen Kirche' erteilt wird. Diese Forderung beruht auf einer Verwechselung von Kirche und Kirchenregiment.

Wir glauben demgegenüber, daß die vorgesehene Einsichtnahme, die auf den heftigsten Widerstand der Religionslehrerschaft stößt und ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen Kirche und Schule, das gerade hier sehr nötig wäre, nicht aufkommen läßt, diesen Zweck nicht erreicht.

Die beste Sicherheit, auch dem Staate gegenüber, wird die evangelische Kirche dann haben, wenn sie sich im Sinne der Entschließung des Kirchentages von Dresden auf die inneren Bürgschaften stützt, die in der freiwilligen, vom gegenseitigen Vertrauen getragenen Mitarbeit der Lehrerschaft liegen. Wir bedauern daher die Form des Vorgehens der Kirche bei der letzten Auseinandersetzung mit dem Staat über die kirchliche Einsichtnahme in den Religionsunterricht und wünschen, daß die Kirche in Verhandlung mit der Lehrerschaft eintritt."

Eine **zweite Internationale Konferenz für soziale Arbeit** vom 11. bis 14. Juli in Frankfurt am Main hat zum Gesamtthema „Familie und Fürsorge". Dr. Gertrud Bäumer spricht über „Soziale Förderung der Familie als Aufgabe der Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik", ein englischer Reverend behandelt „Die Familie im Wandel der Zeiten", ein französischer Abbé „Die Familie als Gegenstand und Stützpunkt sozialer Arbeit', eine amerikanische Frau „Erschütterungen des Familienlebens als Ursache persönlicher Notstände". Zuletzt wird die Bedeutung der Arbeitslosigkeit für die Familie und für die Familienfürsorge erörtert werden. Einer der beiden Generalsekretäre der Konferenz ist Professor Dr. Polligkeit in Frankfurt am Main.

Eine **Konferenz für Muhammedanermission,** mit Professor Dr. Zwemer aus Amerika, findet in Wiesbaden (Vereinshaus) am 6. Juli 1932, nachm. ¼4 Uhr, statt.

Der Schluß des Aufsatzes von Weyrich über Arbeitsnot, Arbeitsdienst und Siedlung folgt in nächster Nummer.

Berichtigung. Sp. 556 Z. 13 statt religiösen lies religionslosen. — Sp. 576 Mitte lies Prof. Gundlach S. J. Gundlach ist Professor am Priesterseminar St. Georg in Frankfurt a. M.-Oberrad, das Jesuiten leiten.

Versammlungskalender

1.—5. August 41. Allgem. Christl. Studententagung in Saarow (Mark); Elsenburg b. Caub a. Rh.; Bad Boll (Württ.)
20.—22. August Missionsjubiläum Herrnhut
10.—15. September Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Stockholm
11.—12. September Lutherisches Hilfswerk (Gotteskasten) Breslau
18. September Gustav Adolf-Verein Leipzig
25.—28. September Ostasienmission Wiesbaden
25. September bis 8. Oktober und 17.—25. Oktober Laienschulungslehrgänge der Apologetischen Zentrale Spandau
6—8. Oktober Deutscher Staatsbürgerinnen-Verband Stuttgart
7.—9. Oktober Evangelischer Bund Cassel
10. und 11. Oktober Freunde der Christlichen Welt Görlitz

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Wangerooge (Nordsee)

Das evang. Privatkinderheim Fredeborg verbindet die Vorzüge eines gut geleiteten, ärztl. beaufsichtigten Heimes mit denen eines feinen Privathauses. Alter der Kinder 1½—13, Mädchen bis 18 Jahre. Ganzjährig geöffnet. Auskunft und Prospekt durch Schwester **Käte Kraut.**

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Sonderkonto Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 16. Juli

Zum 7. Juli 1932
dem 60. Geburtstag von

Hans Heinrich Ehrler

das philosophische Werk:

Das Gesetz der Liebe
Mk. 2.50, Leinen vier Mark

„Wer dieses Buch besitzt, darf einen kostbaren Schatz sein eigen nennen. Möge der heimliche Glanz dieses Schatzes in unserer Notzeit an vielen offenbar werden." Eckart

das Dichtwerk:

Gesicht und Antlitz
Zwei Mark, Leinen drei Mark

„Fordert Versenkung in stillen Stunden. Wer solche ihm widmet, vor dem wird das Buch aufblühen in dunkler, reifer Schönheit, und Segen wird von ihm ausgehen."
Ostdeutsche Monatshefte

LK **LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA**

Ev. Diakonieverein e. V.

Unentgeltliche theoret. und prakt. Ausbildung für ev. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft und Anstaltserziehungsarbeit, Kinderkranken-, Säuglings-, Wochenpflege und Geburtshilfe mit und ohne staatl. Prüfung. Vereinsausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands. Ohne Verpflichtung für die Zukunft. Taschengeld und Stellung der Schülerinnenarbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und Ruhegehalt für Alter und Invalidität. **Vorbedingung: Höhere Schulbildg.** (Obersekunda-Reife). **Gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.**

Eintrittsalter 19–30 Jahre.

Hauswirtschaftl. Vorschulen im Heimathaus Berlin-Zehlendorf und im Diakonieseminar Stettin mit halbjähriger Ausbildungszeit. Bei Bewährung kann nach $^1/_2$ Jahr Einstellung in einem der obengenannten Gebiete erfolgen. **Prospekt und nähere Auskunft durch den Evangelischen Diakonieverein**

Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.

Das Pfarramt in der Großstadt

hat zwar durchaus teil an den Aufgaben und Verantwortungen, die die Gesamtkirche unserer Zeit trägt, verdient es aber doch auch immer wieder, in seiner Eigenart gekennzeichnet zu werden. Wie die „Pastoralblätter" häufig schon Spezialfragen der Dorfkirche behandelt haben, so beginnen sie jetzt mit einer größeren Aufsatzreihe, die das Pfarramt in der Großstadt nach verschiedenen Richtungen hin beleuchtet. Im Juli-August-Heft erscheint das Geleitwort dazu von Pastor Jobst, der auch die Aufsatzreihe zusammengestellt hat. – Das Doppelheft enthält ferner u. a. Ausführungen zur grundsätzlichen Orientierung der Predigt von Geheimrat Rosenkranz, einen Beitrag zu den Wandlungen innerhalb der jüngsten Generation unter dem Titel „Menschenbildung vom Evangelium aus" vom Herausgeber der Zeitschrift, D. Erich Stange, und ergänzt die üblichen homiletischen Beiträge (11.–18. Sonntag nach Trinitatis) diesmal durch eine Reihe von Grabreden an den Särgen der Alten. (Jährlich 700 Seiten, Probehalbjahr Mk. 4.50 – Verlag C. L. Ungelenk-Dresden-A. 27).

Schriften zur politischen Erkenntnis

Soeben erschienen:

WERNER PICHT

Jenseits von Pazifismus und Nationalismus

Kartoniert Mk. 2.60

Die Bejahung der Nation und des Dienstes an ihr, notfalls unter Einsatz des Lebens, einerseits, die Bejahung des Friedens als eines letzten Wertes und der übernationalen Verantwortung andrerseits sind die Grundsätze, von denen aus der Verfasser, Mitarbeiter am »Internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit« eine ebenso unbedingte wie vorurteilslose kritische Analyse des Pazifismus wie des militanten Nationalismus vornimmt, die durch eine reiche Sammlung von Belegen noch besondere Stützung erfährt.

HERMANN ULLMANN

Kolonisation oder Zerstörung?

Tagebuch einer russischen Reise

Kartoniert Mk. 1.80

Unter den vielen Veröffentlichungen über Rußland entgeht die vorliegende der einen, größten Gefahr: Rußland und das russische Leben an europäischen, gar an parteimäßigen, von Anti- oder Sympathie angelegten Maßstäben zu messen. Der Verfasser sieht und schildert Rußland und den russischen Kollektivmenschen von heute, das riesenhafte Experiment, das ein Hundert-Millionen-Volk mit sich selbst vornimmt, aus dem Blickpunkte russischen Wesens und russischer bodenständiger und geschichtsgebundener Ursprünge. Und er überläßt der Zukunft die Beantwortung der Frage: Wird dieses Experiment in »Kolonisation oder Zerstörung« enden?

Frankreich in Indochina

Von ***

Kartoniert Mk. —.80

Der Verfasser läßt hier auf Grund untrüglicher französischer Quellen, deren Urheber, wie Luc Durtain, Paul Monet, Louis Roubaud u. a., gute französische Patrioten, über jeden Verdacht antinationaler Einstellung erhaben sind, die Kulturschande französischer Kolonisation offenbar werden, die auch hinter den Kulissen eines noch so großartig inszenierten Kolonialtheaters wie der verflossenen großen Kolonialausstellung nicht verschwinden kann. Ein neues, lehrreiches Zeugnis für die eigentümlich französische Auffassung von Menschlichkeit und Gerechtigkeit und für französische Kolonialmethoden.

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY-MÜNCHEN

KURT FRÖR

Evangelisches Denken und Katholizismus

Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus, herausgegeben von Paul Althaus, Karl Barth und Karl Heim

5. Reihe Band 2

Bei Subscription auf die Forschungen kartoniert M. 4.50, einzeln bezogen M. 6.–

Ein Zeichen für den Ernst der theologischen Besinnung ist die jetzt in allen evangelischen Lagern mit ungeheuerer Lebendigkeit aufgegriffene Auseinandersetzung mit dem Katholizismus. Überall strebt man heraus aus unbefriedigenden Scheinlösungen und beengenden, veralteten Schlagworten und will ein neues, vertieftes Verständnis und streng wahrhaftige Grenzziehung verwirklichen.

Umso empfindlicher ist die Lücke im bisherigen Schrifttum weil nirgends bisher die Möglichkeit geboten war, sich unvoreingenommen und erschöpfend über die verschiedenen Wege, die das evangelische Denken in der Auseinandersetzung mit dem Katholizismus eingeschlagen hat, zu orientieren. Daher ist das vorliegende Buch besonders wichtig, weil das gewaltige Gedankenmaterial, das zur Lösung der Frage des Katholizismus seit Schleiermacher herangeschafft wurde, hier geordnet ist, so daß der Leser in den Stand gesetzt wird, das Problem des Katholizismus von allen Standorten aus zu sehen und die Haltung der verschiedenen Strömungen der Gegenwart zum konfessionellen Problem in ihrer geschichtlichen Zugehörigkeit und Beheimatung zu verstehen und zu bewerten.
Die hier gebotene Überschau ist sichtend und kritisch: Sie will das Stimmengewirr, in das die konfessionelle Auseinandersetzung entartet ist, klären und zu einem wirklichen Gespräch zusammenschließen. Dabei gründet sich das Buch auf dem Bekenntnis zur Reformation als dem konkreten, gegenwartswirksamen, unsere heutige Begegnung mit dem Katholizismus bestimmenden Ereignis.

Der Katholizismus ist immer von neuem eine Frage an den Protestantismus, nicht zunächst im Sinn des kirchenpolitischen Kampfes, sondern der prinzipiellen theologischen Auseinandersetzung. Dies zu zeigen ist das Verdienst des vorliegenden Buches, das mit letzter Offenheit und ernster Wahrheitskritik zu Werke geht.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN 13 / ISABELLASTRASSE 20

Die ersten Urteile über **E. Günther Gründel**

Die Sendung der Jungen Generation

Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise

XIV, 459 S. gr. 8°. Geh. M. 5.–, kart. M. 6.50, in Leinen M. 7.50

Schwäbische Lehrergilde:

„Dieses Buch hat uns – insbesondere von der Jungen Generation – bisher gefehlt! Es hat dem Begriff der Jungen Generation erst einen vollen Gehalt gegeben. So denkt und fühlt die Junge Generation und dies ist ihr Wollen. Die tiefer Denkenden der Jungen werden in Gründel ihren Sprecher sehen."

Stadtbibliothekdirektor Hans Ludwig Held, München:

„Ich finde das Buch so wertvoll, daß ich sofort den Geschäftsführer des Landesverbandes für freie Volksbildung auf dieses Werk aufmerksam gemacht habe mit der Bitte, er möge es in allen ernsten Volksbildungskreisen empfehlend propagieren . . . Auf einem tüchtigen politischen und wirtschaftlichen Wissen gründend, verkündet es einen realisierbaren Gesellschaftsidealismus."

Der junge Dichter Otto Heuschele:

„Ich habe dieses außerordentliche Werk mit einer Ergriffenheit und Dankbarkeit gelesen, wie kaum ein Buch unserer Generation. Gründel hat als erster, und dafür können wir ihm nie genug danken, das erlösende oder doch lösende Wort ausgesprochen."

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG / MÜNCHEN